

# DER BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 22.

Man abonniert bei allen  
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 31. Mai 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark.  
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Die nächste Nummer 23 erscheint am 14. Juni.

## Das Album des Regiments.

Novelle von E. About.

Rechtmäßige Uebersetzung von Margarete Samosch.

1. Fortsetzung aus Nr. 20, S. 239.

Nachdruck verboten.

Der Haß hat ein Erkennungsvermögen, das aus Wunderbare streift. Als Frau Humblot ihre Geschichte begann, hatte Blanche Vautrin gleich an Lieutenant Astier gedacht, obwohl sie nicht wußte, daß er sich im vergangenen Monat für einen Tag aus der Garnison entfernt hatte. Hatte sie doch nie gehört, daß er mit den Offizieren von Commercy besonders befreundet wäre. Durch welchen Widerspruch erkannte sie sofort in dem ganz mit lichten Farben gemalten Bilde einen Mann, den sie seit zwei Jahren ganz in Schwarz sah? Ihr Geist hatte so schnell gedacht, ihre Hand so geschickt gegriffen, daß ihre kleine, böshafte Luthat gewissermaßen ganz ohne ihr Zutun geschehen, sie selbst davon überrascht war.

Die Aufwallung des ersten Augenblicks wich dem Nachdenken, als die beiden Mütter sich entfernten hatten. Sie fragte sich, was geschehen würde, wenn die Damen Herrn Astier zufällig auf der Straße trafen. Wiedererkennen, Nührung, Verblüffung — Frau Humblot würde ohnmächtig in die Arme des Lieutenants sinken, sie würden zusammen sprechen und sich verständigen, Fräulein Antoinette erschien auf der Bildfläche und bald ... Blanche fühlte keine Zuneigung für diese große Antoinette.

Sicherlich konnte nichts solchen Ausgang verhindern oder verzögern, wenn sie einander erst gesehen hätten. Der Ruf des Lieutenants war gut, seine Vorgelegten hielten ihn für einen hoffnungsvollen Offizier. Seine beschriebene Herkunft und seine Armut galten bei den Humblots nicht als Hindernis, und er selbst würde gewiß begeistert zugreifen. Sein Herz war ja vollkommen frei; er hatte viel Sinn für Häuslichkeit. Sein Stolz und seine Uneigennützigkeit würden ihn allerdings veranlassen, ein reiches Mädchen auszuschielen, wenn sie häßlich, von schlechtem Ruf oder aus keiner rechtshaffenen Familie wäre. Aber diese Humblots schienen im ganzen anständige Leute zu sein, und die empfindsame Antoinette mußte ganz nett aussehn, wenn sie nur im geringsten ihrer Mutter ähnlich war.

Er würde sie also heiraten! Und nach oder gar schon vor der Trauung würde er sich mit ihr über alle näheren Umstände des Romans aussprechen. Frau Humblot würde erzählen, daß sie das Album durchblättert hatte, ohne ihren Schwiegerjohn darin zu finden; man würde nachforschen, und was würde dann die Mutter sagen? Blanche lag ungeheuer viel an der Achtung ihrer Mutter, die eine gutmütige, etwas schwache Frau war, aber einen gesunden Verstand und ein rechtshaffenes Herz hatte. Ihren Vater fürchtete Blanche; denn er verstand keinen Spaß in Sachen des Gewissens und der Ehre. Noch mehr aber fürchtete sie das Urtheil der Welt. Die Unterstellung des Bildes würde nicht nur gehässig aussehn, das kleine Verbrechen wurde lächerlich, da es sei-

nen Zweck nicht erfüllt hatte. Man würde die Bethätigung eines ohnmächtigen Hasses darin sehen, und wenn man gar einen andern Grund suchte, das Gegenteil des Hasses — lieber den Tod!

Den Lieutenant den Nachforschungen Frau Humblots zu entziehen, schien ihr fast unmöglich. Die gute Frau hatte scharfe Augen, die Tochter sicher noch schärfere. Nancy ist zwar groß, aber ein Mann, besonders ein Offizier, verliert sich dort nicht in der Masse wie in Paris. Die Versammlungsorte sind bekannt, die Zahl der Promenaden beschränkt. Glücklicherweise war das Theater geschlossen. Aber in einer so lebhaften und vergnügungssüchtigen Stadt sieht man sich wohl auch anderwärts. Der Brigadefeldkommandeur empfing öfter, der General und der Oberst hatten jeder ihren Tag. In der Präfektur, beim Steuereinsamler und in vielen andern Häusern konnte Frau Humblot das ganze Offiziercorps finden. Bei den Damen der Garnison würde die Neugier geweckt werden, alle würden sich an der Männerjagd beteiligen, die Legende von den sechzigtausend Franken Jahreseinkommen, die einem schönen Unbekannten geboten wurden, würde in vierundzwanzig Stunden in der ganzen Stadt herum sein, und wenn seine Kameraden Paul Astier nicht als den Gesuchten erkannten, so würde er sich eben selber melden. „Also,“ dachte der junge Teufel, „muß Herr Paul Astier verschwinden!“

Dies war im kleinen die Schlußfolgerung der Diebe,

die ihrer Sicherheit halber die Zeugen ihres Verbrechens beiseite schaffen. Im, aber einen langen Lieutenant konnte man nicht wie das Kügelchen eines Taschenspielers einfach verschwinden lassen. Blanche überlegte, und endlich kam ihr ein Gedanke.

Sie hatte sich eine Zeichnung des jungen Offiziers verschafft, in der in ziemlich gelungener Weise der Kommandeur des zweiten Bataillons, Herr Spatz, karikiert war. Paul hatte einen Sperling gezeichnet, der an einer Kirsche pickte, und das Ganze stellte, aus einiger Entfernung gesehen, bewundernswürdig ähnlich den Bataillonschef mit seiner berühmten, rotglänzenden Nase dar, die er durch seine allzu große Vorliebe für Burgunderweine bekommen hatte. Im übrigen aber war der Major Spatz sehr geachtet und beliebt. Zwischen ihm und Astier herrschte die aufrichtigste Vertschätzung, und Astier hätte ihn um keinen Preis absichtlich gekränkt. Zudem wenn man jung ist und gern lacht, läßt man sich leicht zu Dummheiten hinreißen, und wenn man glaubt, einen guten Witz gemacht zu haben, so kann man ihn meist nicht für sich behalten.

Die kleine Aquarellskizze war eines Abends ins Kasino gebracht worden, als durchreisende Offiziere dort zum Besuch verweilten. Alle leuchten über das gelungene Bild, einige mutwillige, junge Leute schrieben witzige Bemerkungen an den Rand. Bald aber sprach man von etwas andern, und das zerknüllte und steifig gewordene Bild blieb auf dem Tische liegen.

Ein Kamerad Paul Astiers, Lieutenant Foncault, nahm es an sich und zeigte es, ohne sich etwas dabei zu denken, dem Fräulein Vautrin. Acht Tage später sagte das junge Mädchen stolz zu seinem Feinde: „Ich besitze eine Zeichnung von Ihnen — gegen Ihren Willen.“ Aber sie sagte nicht, welche. Damals war ihr auch die Wahl des Gegenstandes nicht von Wichtigkeit.

Heute war das anders. Also nahm sie die Karikatur, unterzeichnete sie in großen Buchstaben mit Paul Astiers Namen und steckte sie in einen frankierten Briefumschlag, auf den sie mit derselben Handschrift die Adresse des Majors schrieb. Dann rief sie die Ordnonanz und befahl ihr, den Brief in den Kasten zu werfen.

Dieser zweite böse Streich belastete ihr kleines Gewissen weniger. Denn erstens glaubte sie sich durch die Notwendigkeit entschuldigt, und außerdem hielt sie einen Streit zwischen Lieutenant und Major für unmöglich. Astier würde, so kalkulierte sie, mit einigen Tagen strengen Stubenarrests, etwa acht, höchstens vierzehn Tagen, davonkommen, und daran stirbt ja keiner. In acht Tagen würden es die Witwe Humblot und ihre Tochter satt haben, ihre Schuhe auf dem spitzen Pflaster von Nancy abzutreten, und abreißen. Vorausgesetzt, daß sie nicht auf den Gedanken gerieten, die große Parade abzuwarten! Aber der kommandierende General kam erst in drei Wochen, also war alles gerettet!

Sie setzte sich wieder ans Klavier und betäubte ihr quälendes, schlechtes Gewissen mit Musik, während sie die Rückkehr der beiden Mütter erwartete.

Frau Vautrin trat allein ins Zimmer, sie war sehr müde und augenscheinlich ärgerlich.

„Nun, Mama?“

„Ich verliere den Verstand, wenn es so weiter geht. Wir haben Kavallerie, Artillerie und Ingenieurcorps beschäftigt und sind beim Etage gewesen. Die Offiziersdamen waren alle von einer Liebeshwürdigkeit: sie stellten sich uns ganz zur Verfügung, selbst die Frau Brigadegeneralin nimmt lebhaften Anteil an der armen Frau Humblot. Aber alles vergebens! Ich



Neue Radfahrkostüme.

Beschreibung Seite 268.

zermartere mir den Kopf umsonst. Fällt dir nichts ein, wo wir den Vermissten suchen könnten?"

"Doch, Mama."

"Nun? Was denkst du?"

"Daß die beiden leichtgläubigen Damen sich von einem Spatzvogel, der ebensowenig Soldat ist wie ich, haben anführen lassen."

"Kind! Hältst du es für möglich, daß ein Mann sich für einen Offizier auszugeben wagt, ohne es zu sein?"

"Warum nicht? Ich lese alle Tage in den Gerichtsverhandlungen, daß Leute sich nicht nur den Offizierstitel beilegen, sondern auch Uniform, Kreuz und Orden tragen, aus Eitelkeit oder um andre zu betrügen."

"Aber, so täuscht man Dummköpfe, nicht Soldaten! Bedenke doch, daß in Commercy auf dem Bahnhof —"

"Ich weiß. Indes kann doch auch ein Civilist zufällig mit den Offizieren von Commercy gefühlstück haben. Er war ein anständiger Mensch, ich gebe es zu, aber er war etwas angeheitert, und es wird ihm viel Spaß gemacht haben, Frau Humblot zum Besten zu haben."

"Aber warum?"

"Warum? Weil es Gesichter giebt, die förmlich zur Fopperie herausfordern; es giebt ja auch Bäume, die den Blitz anziehen. Wenn du durchaus nicht willst, daß die Damen von irgend einem Handlungsreisenden angeführt sind, so wollen wir annehmen, daß es ein verabredeter Soldat war. Aber was geht es uns an? Daß doch die Damen suchen, sie haben ja Zeit, ich würde ihnen doch nicht behilflich sein, ihr Glück und ihr Vermögen einem Herrn anzuvertrauen, der sich einen falschen Titel beilegte, als er ihre Bekanntschaft machte."

"Wenn der junge Mann aber doch Offizier wäre?"

"Wächstest du das? Vielleicht ist er ein Räuberhauptmann, der unter falschem Namen eine Bande von Wegelagerern ohne Uniform befehligt. So ein Fra Diavolo, paß auf!"

"Boshaftes Mädchen! — Die Damen kommen heute abend zum Thee zu uns, raube ihnen wenigstens nicht alle Hoffnung!"

"Gott bewahre! Aber wenn Frau Humblot einen Funken Geist besäße, würde sie die nutzlosen Nachforschungen aufgeben."

Beim Mittagessen erzählte Frau Baurin ihrem Manne die Hauptpunkte der Geschichte.

"Meine Liebe," sagte der Oberst, "ich bedaure, daß diese gute Nummer nicht einem von unsern jungen Offizieren zugefallen ist. So ein armer Teufel würde besser auskommen, wenn er sechzigtausend Franken Jahresrente seinen monatlichen hundertfünfundsechzig Franken hinzufügen könnte —"

"Aber Papa," fragte Blanche, "gestattest du, daß sich ein Offizier vierundzwanzig Stunden lang herumtreibt, ohne daß sein Oberst Wind von der Geschichte bekommt?"

"Es soll in manchen Garnisonen durch Nachlässigkeit der Korpskommandanten vorkommen. In meinem Regimente, kann ich sagen, ist so etwas noch nie geschehen, und ich hoffe, daß es auch nie geschehen wird!"

"Da kannst du sicher sein, Papa. Wenn dieser Offizier überhaupt vorhanden ist, so gehört er ganz gewiß nicht zu deinem Regimente."

\* \* \*

Frau Humblot und Tochter fanden sich pünktlich ein. Als sich Blanche Baurin Antoinette gegenüber sah, war es ihr, als ob ihr ein Dolch ins Herz gestoßen würde. Man denke sich die Wut eines Mädchens, das sich seiner Häßlichkeit bewußt ist, das leidenschaftlich wünscht, schön zu sein, das sich selbst ein Vorbild von Würde und Schönheit gemacht hat, dem es nachstrebt und das dies nun plötzlich in den Salon treten sieht — so, wie es selber immer zu werden sich erträumte!

Die Kleine besaß eine gewisse Seelenstärke. So unterdrückte sie auch ihre erste Aufwallung, Fräulein Antoinette die Augen auszukrazen. Man schüttelte sich die Hände, lächelte und tauschte die üblichen Höflichkeiten aus. Dann ließen auch die vertraulichen Mitteilungen nicht lange auf sich warten. Die Aufrichtigkeit und Herzlichkeit des Opfers waren unvergleichlich. Sie zweifelte nicht an der Ehrenhaftigkeit des unbekanntenen jungen Offiziers; nicht einen Augenblick wollte sie zugeben, daß er sich etwas angemaßt haben könnte, was ihm nicht zukäme. Sie war der Meinung, daß die beiden Mütter die Albums zu schnell durchgesehen hätten, oder daß eins der Bilder nicht ähnlich war; die Sonne ist ein launenhaftes Gestirn, warum sollte sie also eine unfehlbare Künstlerin sein?

Blanche stellte sich, als ob sie diese Hoffnung teilte, und zog die schöne Fremde aus dem Salon, wie um sie vor zu dringlicher Neugier zu schützen, und in einem verborgenen Winkel, unter vier Augen, gab sie ihr das Album des Regiments. Als Fräulein Humblot es ganz durchgesehen hatte, küßte Blanche sie und sagte: "Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen; kein Offizier im Regiment meines Vaters ist Ihrer würdig; ich wußte es. Wir werden uns anderweitig umsehen. Von morgen an ziehe ich mit Ihnen in den Kampf. Jetzt aber wollen wir in den Salon zurückkehren; die Leute wissen, daß wir heute empfangen, und die Gesellschaft wird zahlreich sein. Ihre Ankunft ist ein Ereignis, alle Welt will Sie kennen lernen; wer weiß, ob er nicht ebenfalls da ist und ob Sie ihn nicht sogleich von Angesicht zu Angesicht sehen werden."

Im Salon herrschte große Hölle, als sie eintraten. Alle Damen der Garnison waren gekommen, um zu sehen, und die meisten Junggesellen, um sich zu zeigen.

Paul Astier war nicht erschienen. Seit er im Hause des Obersten schlecht empfangen worden, kam er nur auf besondere Einladung, oder wenn er einen Besuch durchaus nicht mehr umgehen konnte.

Wenn Fräulein Humblot zu ihrem Bedauern den sehnsüchtigen Gesuchten nicht bemerkte, so hatte Blanche die Genugthuung, den Major Spatz beißeit und unter lebhaftem Gebärdenspiel mit dem Obersten Baurin sprechen zu sehen. Gegen Ende des Tages hatte sich nämlich folgendes ereignet. Gerade als Astier im Kasino dinieren wollte, wurde er in einer dringenden Angelegenheit zu seinem Bataillonschef befohlen. Heiter eilte er hin, in der Hoffnung, daß er dem Major Spatz irgend einen Dienst erweisen könnte, und freute sich, dem verehrten Manne gefällig sein zu dürfen.

Sobald er sich dem alten Offizier gegenüber befand, sah er, daß das Barometer auf Sturm zeigte. Aus dem ungewöhnlich bleichen Gesicht leuchtete die rote Nase flammend hervor.

"Herr Lieutenant," sagte der Major, "hatten Sie sich jemals im Dienst über mich zu beklagen?"

"Niemals, Herr Major."

"Und außer dem Dienst?"

"Ebensowenig."

"Ist es zu Ihrer Kenntnis gelangt, daß ich aufgehört habe, die Achtung von Männern und die Ehrfurcht von jungen Leuten zu verdienen?"

"Jeder achtet und ehrt Sie, Herr Major."

"Sie haben doch nicht etwa den Verstand verloren?"

"Nicht daß ich wüßte."

"Sie haben sich heute nicht betrunken?"

"Nein, Herr Major!"

"Warum, zum Donnerwetter, beleidigen Sie mich dann?"

"Ich, Herr Major?"

"Ach so! Vielleicht habe ich mir diese Schändlichkeit da selbst geschickt? Was? Erkennen Sie das?"

Paul erkannte seine alte, längst vergessene Zeichnung, die er seit jenem Abend im Kasino vernichtet glaubte. "Herr Major," sagte er, "als ich diese schlechte Karikatur zeichnete, habe ich eine Dummheit und Ungehörigkeit begangen. Aber der, der sie gestohlen, behalten, mit meinem Namen versehen und heute zur Post gegeben, hat sich einer Niederträchtigkeit schuldig gemacht. Ich bitte Sie, mir meinen leichtsinnigen Streich zu verzeihen, der entschuldbar sein würde, wenn Sie ihn nicht erfahren hätten. Was aber den Patron betrifft, der dafür gesorgt hat, daß aus dem Scherz ein Schimpf wurde, so übernehme ich es, ihn zu finden und zu bestrafen."

"Da man mir jedoch dieses Kunstwerk nicht hätte schicken können, wenn Sie es nicht verbrochen hätten, so machen Sie mir, bitte, das Vergnügen, nach Hause zurückzukehren und dort in strengem Arrest meine weiteren Befehle zu erwarten, Herr Lieutenant!"

Der Lieutenant verbeugte sich wortlos und gehorchte.

Für einen gewöhnlichen Bürger ist es kein Kummer, zu Hause und selbst allein zu Hause zu bleiben, sogar wenn es eine oder zwei Wochen lang dauert; für einen jungen Offizier ist es eine Warte. Eine möblierte Wohnung ist eben keine Heimat. Daher kommt auch die Ungegend der Fremden selbst in dem bequemsten, teuersten Gasthof und das Bedürfnis, auszugehen, das sie aus den Hotels nach den öffentlichen Vergnügungsorten jagt. Dieses Mißbehagen ist aber noch tausendmal unerträglicher in den möblierten Wohnungen ohne Möbel, diesen für Junggesellen eingerichteten Zimmern ohne Einrichtung, die der Offizier in der Provinz für durchschnittlich zwanzig Franken monatlich mietet.

Paul Astier bezahlte, wie die meisten Infanterielieutenants, zwanzig Franken für das Zimmer, fünfundsechzig Franken Kostgeld und fünfzehn außerdem für die weiteren vorgeschriebenen Ausgaben. Sein Bürsche kostete ihn monatlich zwölf Franken und fünf für seine Befreiung vom Dienst. Fünfzehn Franken zahlte er jeden Ersten dem Schneider, fünf dem Schuhmacher für Erhaltung und Erneuerung seines Schuhwerks, zwölf der Wäscherin, fünf der Marktenderin für die Verpflegung seines Hundes. Die Gesamtsumme dieser Ausgaben, von denen nur eine — der Hund — nicht durchaus notwendig war, belief sich auf hundertvierundfünfzig Franken monatlich. Danach blieben elf Franken für unvorhergesehene Fälle, Kaffee, Cigarren, Bücher, Schreibmaterialien, Jagdschein und Munition, Umzugskosten, Theater, Konzerte u. s. w. Das Caféhaus kostete den nüchternsten französischen Offizier dreißig Franken monatlich, aber er geht doch ins Café, erstens weil es Sitte ist, und dann, weil sich im Heer kein Offizier von dem ausschließen kann, was alle andern thun. Außerdem hatte der Staat noch nicht daran gedacht, seinen Offizieren einen gemeinsamen Versammlungsort zu geben, an dem sie sich behaglich aufhalten konnten, ohne etwas zu verzehren.

Paul bewohnte eines der bescheidensten Zimmerchen von St-Nancy in der rue Maure-qui-trompe. Ein eisernes Bett, eine Kommode, ein Tisch, ein Koffer und drei Stühle, das war die ganze Einrichtung. Ein beim Preischießen gewonnenes Lefauchergewehr und ein halbes Duzend Pfeifen schmückten die Hauptwand. Hier schlief der junge Mann seit zwei Jahren, und hier hatte er die schönsten Träume gehabt. Das Leben lächelte ihm, er liebte seinen Beruf, seine Vorgesetzten und Kameraden, und seine Leute liebten ihn.

Trotzdem er nur als Freiwilliger eingetreten war, hatte er es mit sechsundzwanzig Jahren ebenso weit gebracht wie die Schüler von Saint-Cyr. Seit drei Jahren wurde er bei jeder allgemeinen Truppenschau für das Kreuz der Ehrenlegion vorgeschlagen, man sprach davon, ihn zum Hauptmann zu befördern. Wenn's so weiter ging, hoffte er noch vor seinem Abschied General zu sein. Unterdessen trug er seine bescheidene Lage leicht, die für ihn als Sohn eines einfachen Försters immer noch ein gewisser Reichtum war. Sein Zimmer schien ihm üppig, und die trocknen Kasino-Beestreaks kamen ihm fastig vor. Obgleich er sich jede unnötige Ausgabe verbot, fehlte es ihm doch nicht an Vergnügungen, denn eine Lustbarkeit ohne Paul Astier war in Nancy einfach undenkbar. Er ritt mit den Dragoneroffizieren, er jagte im Winter mit den reichen, jungen Leuten, er leitete den Kotillon beim Präsekturball. Die kleinen Putzmacherinnen und Nähterinnen warfen ihm verliebte Blicke zu, kurz, es ging ihm gut, und er war glücklich.

Als er aber auf Befehl des Majors Spatz nach Hause ging, schien es ihm, als sei sein Stern auf einmal erloschen, und seine kleine Kammer nahm ein unheimliches Aussehen an.

Der treue Bodin brachte ihm sein Mittagessen, das schon ganz kalt war. Paul aß nur widerstrebend und versank in entnützendes Nachdenken. Er war mit sich und der Welt unzufrieden, er hatte eben unabsichtlich einen ausgezeichneten alten Mann beleidigt, und die Geschichte würde sicher noch schlimme Folgen für ihn haben. Eines Vergehens wegen, dessen er doch nur zur Hälfte schuldig war, sollte ihm nun vielleicht seine Zukunft verloren gehen.

Am meisten ärgerte ihn im Augenblick die Schändlichkeit des Angebers. Er witterte einen niedrigen Verrat, konnte sich aber nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ein Offizier dessen Urheber war. Wütend warf er sich vollständig angekleidet auf sein Bett.

Verzehn lange, trübselige Tage blieb Paul zu Hause, immer allein, ohne Besuche, ohne Nachrichten, ohne andre Zerstreuung, als den Anblick der Straße oder Bodins und die unsauberen Leihbibliothek-Romane. Fünf- oder sechsmal wurde er von Scham ergriffen, er wollte seine Betäubung abschütteln und

ein Buch über die Zukunft der Kriegskunst beginnen. Die Gelegenheit schien günstig, um neue Gedanken, die lange in ihm gärten, ans Tageslicht zu bringen; aber er sah mit Schmerzen, daß sein Gehirn ihm den Dienst versagte. Er begriff, daß vollständige Freiheit der Bewegung für die Geburt der Ideen unerlässlich ist und daß die Tage der Gefangenschaft wie die Tage, die man zu Seereisen benutzt, sich für geistiges Schaffen nicht eignen.

Während er traurig, ganz in sich selbst zurückgezogen, beinahe die ganze Zeit mit Schlafen ausfüllte, schlugen Frau Humblot und ihre Tochter wieder den Weg nach Marans ein. Die gute Dame war vertriebtlich wie ein Jäger, der nichts getroffen hat. Gegen Ende des Aufenthaltes machte sie ihre Tochter zwar bald auf diesen, bald auf jenen Offizier aufmerksam, aber Antoinette hatte ein starkes Herz. "Wenn Gott will, daß ich mich verheirate," sagte sie, "wird er mich den wiederfinden lassen, den er meinen Weg kreuzen ließ."

Fräulein Baurin weidete sich an dieser Hoffnungslosigkeit wie ein rechter kleiner Teufel. Sie war immer um die arme Dulderin, und ihre Thränen bereiteten ihr eine grausame Freude. Manchmal freilich brach sie plötzlich in Schluchzen aus, raufte sich das Haar und schlug sich ins Gesicht, während sie die arme Antoinette leidenschaftlich küßte und gleich darauf kräftig wieder zurückstieß; dann aber warf sie sich wieder zu ihren Füßen, um sie um Verzeihung zu bitten. Antoinette bewunderte aufrichtig diesen großherzigen Eifer und wußte nicht, wie sie ihre Dankbarkeit ausdrücken sollte. "Wie gut Sie sind!"

"Ach, hasse Sie mich lieber, meine Seele ist schwarz, und ich bin ein Ungeheuer!"

Minuten wollte sie schon alles sagen und das Unheil wieder gut machen, aber eine gewisse stolze Scham hielt sie davon zurück. "Ich würde es gestehen, wenn ich achtzehn Jahr alt wäre, unglücklicherweise bin ich noch nicht fünfzehn."

Als Fräulein Humblot mit tausend Freundschaftsbeteuerungen von ihr Abschied nahm, sagte Blanche: "Ich bitte Sie nicht um Ihre Freundschaft, sondern um Ihr Gebet. Die Kränkere von uns beiden bin ich. Mein Gewissen ist wie ein Schlachtfeld. Ich habe alles gethan, um Ihnen zu dienen. Sie reisen nicht zufrieden fort, aber beklagen Sie andre mehr als sich."

Niemand suchte eine Erklärung dieser unzusammenhängenden Worte. Die unsinnigsten Aeußerungen, die unerklärlichsten Ueberreibungen klingen ja in dem Munde eines vierzehnjährigen Mädchens nicht allzu erstaunlich.

\* \* \*

Die beiden Damen von Marans hatten Nancy seit zwei Tagen verlassen, als Paul Astier wieder im Kasino erschien, wo seine Kameraden ihm einen festlichen Empfang bereiteten. Die Vorgesetzten hatten es nicht für gut befunden, die Gründe seiner Bestrafung bekannt zu machen, und man mußte nur im allgemeinen, daß er sich schwer gegen den Bataillonschef vergangen hatte. Sein Name war auf der Liste der zur Beförderung vorgeschlagenen durch den des Lieutenant Foucault aus der dritten Kompagnie ersetzt worden, und Foucault entschuldigte sich deswegen bei ihm außer herzlichste.

Astier nahm die Beileidsbezeugungen seiner Freunde höflich, aber sichtlich gezwungen und widerstrebend hin; sein Herz gehörte ihnen nur noch halb. Als man beim Nachtisch ihm zu Ehren die Champagnerflaschen entorkte, beugte er einer Tischrede durch folgende Worte vor: "Einen Augenblick, meine Herren. Erinnern Sie sich, daß ich im vergangenen Jahr, an einem Empfangstage, an diesem Tische eine gewisse Karikatur des Majors Spatz herumgehen ließ?"

Die Offiziere standen da mit den Gläsern in der Hand und sahen einander verständnislos an.

Aber Astier erwartete auch gar keine Antwort, sondern fuhr in scharfem Tone fort: "Das Mittagessen endete so lustig, daß ich nicht daran dachte, diesen Papierwisch mit nach Hause zu nehmen. Hat ihn vielleicht zufällig jemand aufgehoben?"

"Ich," sagte Foucault.

"Ach! Sie? Das thut mir sehr leid."

"Wieso?"

"Haben Sie den fraglichen Gegenstand behalten?"

"Nein, ich legte ihm keine Bedeutung bei und gab ihn jemandem."

"Gaben oder schickten?"

"Von Hand zu Hand gegeben."

"Foucault, ich befehle Ihnen, mir augenblicklich zu sagen, wem Sie jenen Wisch gegeben haben!"

"Ich gehorche nur den Befehlen meiner Vorgesetzten, Astier!"

"Gut, wenn Sie mir nicht gehorchen wollen, werfe ich Ihnen mein Glas an den Kopf!"

Und schon wollte er dem Worte die That folgen lassen, aber die andern legten sich ins Mittel, um Thätlichkeiten zu verhindern, und die näheren Bedingungen des Duells wurden festgesetzt. Der Oberst konnte den Zweikampf nicht verbieten, es war fast bis zu Thätlichkeiten gekommen.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr schlugen sie sich auf Kavalleriesäbel, und Paul Astier bekam eine klaffende Brustwunde. Zwei Monate lag er im Hospital, zwischen Tod und Leben schwebend.

Zur selben Zeit machte Blanche eine schwere Nervenkrankheit durch, die man sich nur als Wirkung des Wachstums erklären konnte. Sie fieberte, redete irre, hatte heftige Beklemmungen, Krämpfe und manchmal besorgniserregende, starrkrampfähnliche Anfälle. Die Aerzte hatten sie mehreremal aufgegeben, die Haare gingen ihr aus, ihre Haut erneuerte sich, und endlich wurde sie wieder gesund; aber nach ihrer Genesung glich sie einem Schatten. Selbst ihre besten Freundinnen erkannten kaum in diesem großen, durchsichtig zarten, ideen, jungen Mädchen die boshafte kleine Baurin wieder. Ihre Eltern fuhren mit ihr in der Herbstsonne spazieren, die grade in diesem Jahr so schön und wärmend war.

Blanche hatte jetzt große, schwarze Augen, die das ganze Gesicht überstrahlten, eine schmale, gerade Nase von klassischer Form, ihre blaffen Lippen bildeten einen kleinen, sehr reinen und linienschönen Bogen. Der Gesamtindruck der Gesichtszüge war nicht mehr unangenehm, man konnte sagen, daß der Schmerz mit seinen gewaltigen Händen sie aufs neue geformt hatte.

Selbst ihr Wesen schien verändert zu sein, die Stimme war weich und sanft geworden, ihr Geist, weniger lebhaft und spöttlich als vorher, beurteilte alles menschlicher, und sie wurde leicht um ein Nichts zu Thränen gerührt. Beim Anblick eines Insekts im Graje geriet sie in Bewunderung, oder sie sog den

Duft eines Spätsommerveildhens mit Entzücken ein. Den Gesenden ist ja alles neu; sie bilden sich ein, daß soeben ihnen zu Gefallen die ganze Natur wieder umgestaltet worden sei. Langsam kam Blanche wieder zu Kräften; aber ihr Frohsinn kehrte nicht zurück. Der Arzt meinte, daß der Winter in Nancy zu rauh für sie wäre, und schickte sie zu ihrer völligen Wiederherstellung nach Palermo, wohin ihre Mutter sie begleitete.

Am Tage ihrer Abreise, gegen Ende November, traf sie vor dem Bahnhof einen großen, bleichen Offizier, der langsam dahinschritt und sich mit einer Hand auf einen Stock, mit der andern auf den Arm des Füsiliers Bodin stützte. Er grüßte militärisch den Oberst, der mit im Wagen saß, dann drehte er sich kurz, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verachtung, um. Blanche verstand ohne weitere Erklärung, daß er sich nach dem Zweikampf mit Herrn Foucault ausgesprochen hatte und daß er jetzt die Urheberin seines Unglücks kannte.

Die immer gute und arglose Frau Vautrin aber sagte: „Dem armen Astier wäre es auch gut, wenn er mit uns nach Sizilien reisen könnte.“

„Leider,“ antwortete der Oberst, „ist er nur auf sein Gehalt angewiesen.“

Blanche konnte sich nicht des Gedankens erwehren, daß ohne ihr Dazwischentreten der junge Mann jetzt reich, glücklich und gesund sein würde.

Dieser Vorwurf verfolgte sie bis ins Land der Drangen. Für eine Seele, die nicht vollständig verdorben ist, bedeutet eine böse That eine schwere Last. Kaum ein Tag verging, ohne daß Blanche an Paul Astier dachte, ohne daß sie sich fragte: „Wo ist er? Was thut er?“ Sie fühlte, wie hart er die Winterfalte daheim empfand, während sie ihren Schirm zum Schutz gegen die Sonne brauchen mußte. Wenn er einen Rückfall bekommen hätte? Wenn er stirbe? Sie würde nichts davon erfahren, niemand würde auf den Gedanken kommen, es ihr zu schreiben. Und sie hatte nicht einmal das Recht, sich danach zu erkundigen. Sie mußte sich keinen Rat und fühlte sich sehr unglücklich.

(Schluß folgt.)

### Japanisches Kunstgewerbe.

Von Georg Böttcher.

Nachdruck verboten.

Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878 war es, wo die japanische Kunst zum erstenmal auf dem Plan erschien und ob ihrer niegeahnten, wundervollen Leistungen das Staunen aller Kulturvölker erregte. Seitdem erst, kann man sagen, haben sich die „Japan-Artikel“ bei uns eingebürgert, und von Jahr zu Jahr ist, und das darf als eine ungewöhnliche Erscheinung bezeichnet werden, das Staunen und die Bewunderung vor der Kunstfertigkeit des kleinen Volkes nur immer mehr gewachsen. Heute wird kaum von einer Seite der Behauptung als einer zu gewagten entgegengetreten werden: die Japaner seien die größten dekorativen Künstler unter allen modernen Völkern. Alle bedeutenderen Kunstverständigen haben dies unumwunden ausgesprochen, und jede Erweiterung unsrer Kenntnisse von den kunstgewerblichen Erzeugnissen des hochintelligenten Inselvölkchens bestätigt die Wahrheit des Ausspruchs.

In der dekorativen Kunst, d. h. also in allen Erzeugnissen künstlerischen Schaffens, die zum Schmuck dienen sollen, hat Japan durch die wunderbare Mannigfaltigkeit der aus der Natur geschöpften Formen und Farben, durch den Reichtum an Techniken und durch ein wahrhaft untrüglisches Stilgefühl, das es stets für den Stoff die rechte Technik, für die Technik die rechten Formen, für die Formen die rechte Behandlung in Farbe und Zeichnung finden ließ, im Laufe der Zeit den Vorrang über alle, auch die entwickeltesten Kulturländer errungen.

Die Gründe, weshalb es nicht ähnliche Vorzüge in der höchsten Kunst, bei der das Dekorative erst in zweiter Linie kommt, aufzuweisen hat, kümmern uns hier nicht. Religiöse und räumliche Abgeschlossenheit von den Völkern, die diese Kunst auf den Gipfel gebracht, mögen wohl hauptsächlich entscheidend hierfür gewesen sein. Doch wie dem auch sei, fest steht, daß in diesem Punkte Japan ein erster Rang nicht zu kommt, obwohl es auch, wenigstens was die Illustrationen betrifft, treffliche Menschendarsteller und Landschaftler unter seinen Künstlern aufzuweisen hat. Nichts dagegen in der monumentalen Kunst, weder an Bauwerken, noch an Werken der Malerei und Bildhauerkunst.

Dafür aber ist sein Schaffen auf allen erdenklichen Gebieten des Kunstgewerbes geradezu staunenswert und kann in seiner Verbreitung über das ganze Land, in dem Durchdringen sein auch der flüchtigsten Tagesarbeiten von einem echt künstlerischen Hauch nur mit dem Schaffen hellenistischer Kultur zu ihrer Blütezeit verglichen werden, so verschieden auch die beiden Völker und demgemäß die Systeme ihrer Verzierungskunst im übrigen sind.

Auf der eingangs erwähnten Pariser Weltausstellung waren es besonders die prachtvollen, köstlich harmonisch getönten Gewandstoffe und die seitdem auch bei uns so außerordentlich in Aufnahme gekommenen Lackarbeiten, die so überraschend wirkten. Aber seitdem der Handelsverkehr uns mit Japan näher und näher zusammengebracht hat, sind uns noch eine Menge Artikel des Kunstgewerbes bekannt geworden, die jenes Volk in einer schier ungläublichen Vollkommenheit unter fast instinktiver Befolgung der Stilgesetze anzufertigen versteht. Alle Welt kennt und schätzt heute die japanischen Bronzen, Porzellane, Waffen, Holz- und Lackarbeiten, Stickereien, Webwaren und Ledertapeten, Eisenbeinschnitzereien, Metall- und Perlmuttereinlagen und nicht zuletzt, wenn auch zuletzt genannt, ihre tausenderlei Papierartikel, in deren Anfertigung, was die Mannigfaltigkeit und virtuose Behandlung und Veredlung des Materials betrifft, sie geradezu einzig dastehen. Wie sie, allerdings unterstützt von einer Flora, die ihnen sowohl die trefflichste Faser zur Papierbereitung wie auch die Vorbilder zum künstlerischen Schmuck liefert, alle erdenklichen Sorten von Papier — von dem dünnsten, durchsichtigsten an bis zu dem fast Leder überragenden, zähen Tapetenpapier — herzustellen

und ihren Zwecken dienstbar zu machen verstanden haben, ebenso ist es ihnen geglückt, für die Artikel, die sie daraus bereiten, die verschiedenartigsten und stets dem Gegenstande aufs beste angepassten Behandlungsweisen, die Techniken, zu finden.

Die auch bei uns vielfach gebräuchlichen, phantastisch bemalten, papiernen Schirme, Laternen, Wandbefeidungen, Schablonen (für den Druck von Gewandstoffen oder Buntpapieren), Drachen, Schmetterlinge, Vögel, vor allem auch die drolligen Kinderspielzeuge zeigen uns hier in Deutschland annähernd, welche Erfindungs- und Gestaltungsgabe in diesem Völkchen, auch dem unscheinbarsten Material gegenüber, steckt. Ich sage mit Absicht annähernd; denn alle Reisenden, die Japan gesehen, versichern uns, daß nicht der zehnte Teil von den Erzeugnissen des Landes trotz des gesteigerten Verkehrs bisher zu uns gebrungen sind und daß ganz besonders die besseren künstlerischen Arbeiten fast immer im Lande verbleiben. Wie bedeutend muß es um das dekorative Kunstschaffen eines Volkes stehen, dessen Massenartikel, flüchtig für den Export gearbeitet, uns schon mit Bewunderung vor seinem Geschick und vor allem seiner durchdringenden Naturbeobachtung erfüllen. Denn eben diese hauptsächlich ist es, der wir an jedem noch so geringen Erzeugnis ihrer Handfertigkeit begegnen.

Was unsern gewerblichen Künstlern immer als Ziel und Traum — leider mehr als Traum! — ihres Schaffens vor-schwebt: die Erfassung der Formen unsrer Flora und Fauna mit all ihren Eigentümlichkeiten und ihrer Uebertragung auf den zu verzierenden Gegenstand unter Wahrung und Hervorhebung der Funktionen dieses Gegenstandes, das sehen sie an den japanischen Schöpfungen in getreuester und vollkommener Weise erfüllt. Denn Stil im strengsten Sinne des Wortes, also Charakter, Einheit des Gegenstandes mit seinen Zierformen, atmen diese Erzeugnisse einer in ihrer Weise höchsten Kultur.

Man betrachte nur die wunderfein gezogenen Pflanzen- oder Tierformen einer jener Lackarbeiten, die auch technisch so hervorragend sind, oder die köstlich abgestimmten Metall- oder Eisenbeineinlagen der so handlichen Dolche, die durch das Waffenverbot in Japan zu uns herübergekommen sind, oder eines der leuchtenden Gewänder, oder die Malereien auf den Vasen und Tellern, die bei scheinbarer Willkür von feinsten Massenabwägung zeigen — immer wird man den ungeschwächten Eindruck von einer Kunst empfangen, die Technik wie Form und Farbe gleichermaßen virtuos zu handhaben versteht. Dabei begegnet uns überall das feinste Gefühl dafür, wo eine mehr

naturalistische und wo eine mehr stilistische Verzierungsweise anzubringen ist — eine Eigenschaft, die sie nie in den Fehler vieler europäischer Kunstgewerbezeichner verfallen läßt, ein Ornament, das auf diesem Gegenstande gut wirkt, auch auf jenen, ganz anders gearteten, womöglich in gleicher Technik, zu übertragen.

Ueberhaupt ist es dieses sichere Stilgefühl, das ihre Erzeugnisse so ungemein wichtig für das Studium unsrer gewerblichen Künstler macht. Sie können in der That pfadfindend, vorbildlich für uns werden, was auch die Chauvinisten unsers heimischen Kunstgewerbes — denn auch solche giebt es — dagegen vorbringen mögen. Selbstverständlich nicht dadurch, daß wir ihre Eigenheiten slavisch nachahmen, sondern indem wir das Prinzip oder Gefühl, das sie bei Hervorbringung eines Erzeugnisses leitete, studieren und wenn möglich ergründen, dann aber unter Berücksichtigung des Gegenstandes, den wir verzieren wollen, unter Wahrung seiner Funktionen, in Beobachtung unsrer Pflanzen- und Tierformen und der uns verständlichen Ausdrucksweise bei Uebertragung dieser Formen im Geiste der asiatischen Künstler Neues zu schaffen versuchen.

Daß dies wohl möglich ist, daß es bei strenger Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen sogar zu einer, von der japanischen ganz unterschiedenen Verzierungsweise, die man wohl einen „neuen Stil“ nennen darf, führen kann, das haben uns ja in den letzten Jahren die Engländer und in gewissem Sinne auch die Amerikaner zu beweisen verstanden. Ich bezweifle, daß ein Japaner die Papiertapeten oder bedruckten Baumwollstoffe der neuen, englischen Richtung für japanische Produkte hinsichtlich der Musterung halten würde. Und doch sind diese wahrhaft künstlerischen, einen neuen Stil verratenden Muster offenbar hauptsächlich dem eingehenden und allerdings ungewöhnlich verständnisvollen Studium der japanischen Verzierungsweise entsprungen.

Diese modernen englischen Tapeten und Möbelstoffe würden in Japan garnicht zur Verwendung kommen können, sie würden vermutlich — aus eben diesem Grunde und gerade weil das Gefühl für das Zweckmäßige im Japaner so lebendig ist — nicht einmal den Wunsch, das Verlangen wachrufen, Ähnliches zu schaffen. Denn sie sind ganz und gar nach Form, Farbe, Behandlung und Format den englischen Wand- und Möbelverhältnissen einerseits, andererseits der englischen Auffassung und Ausdrucksweise angepaßt und stehen dennoch auf der gleichen künstlerischen Höhe wie die Erzeugnisse der Japaner. Und dies macht eben das Vorgehen der englischen Künstler zu einer so bedeutsamen, künstlerischen That, die mit Recht das Aufsehen der deutschen Kunstgewerbefreie erregt hat und auch für unser kunstindustrielles Schaffen immer einflußreicher und folgenreicher sich gestaltet. Uns wird damit ein Uebertragen des künstlerischen Systems der Japaner auf unsre heimische Produktion wesentlich erleichtert, da die Erzeugnisse der Engländer in ihrer Anwendbarkeit und künstlerischen Sprache den unsrigen weit näher stehen, verwandter sind und deshalb ein Anpassen viel verständlicher machen.

Die künstlerische Verwertung all der reichen Formensätze unsrer Flora, bisher zum kleinsten Teil gehoben, wird uns im Hinblick auf das verständnis- und kunstvolle Vorgehen der Engländer nicht nur wünschenswerter, verlockender — denn dies wurde sie uns schon seit dem Auftauchen der japanischen Kunst — sondern, was mehr bedeutet: möglicher, wahrscheinlicher, ja wir begreifen auf einmal, wie sie ins Werk zu setzen ist, haben also endlich den Hebel gefunden, diese Schätze ans Licht der Kunst zu fördern! Und das kann, wenn sonst noch günstige Umstände hinzutreten, ohne die freilich eine neue Kunst nur mühselig sich emporringt, zu einer völligen und diesmal organischen Wandlung der Verzierungsweise, zu einem neuen, deutschen Stil führen.

Daß es nicht mit den hübschen und neuen Zierformen allein gethan ist, wer zeigte uns dies besser als die Japaner, die ebenso originell die Konstruktion wie den äußern Schmuck ihrer Gegenstände zu behandeln wissen? Beschämend für uns ist es nun freilich, daß andre Völker dies nicht nur, gleich uns, erkannt, sondern sich auch schon zu nütze gemacht haben. Engländer und Amerikaner — die Franzosen, trotz angeborenen Geschmacks, kommen in diesen Dingen kaum in Betracht — verdanken dieser Anregung und ihrer Intelligenz, sie zu nutzen, unzweifelhaft ihre im besten Sinne modernen, zierlichen Möbel, wie sie denn auch auf andern Kunstgebieten, z. B. in den Bauten, schon eine freiere, fortschrittliche Anschauung bekunden. Hoffentlich wird das Beispiel englischen und amerikanischen Kunstschaffens auf Grund der japanischen Vorbilder auch uns, nach und nach wenigstens, zu freierer Kunstthätigkeit anspornen.

Vor allem unsre Künstler und Kunstgewerbezeichner, aber auch die vielen Tausende kunstfertiger Frauen und Mädchen, die unser Heim mit allerlei hübschen Nadelarbeiten zu schmücken und behaglich zu machen suchen. Denn mehr als die noch so fleißig und treu ausgeführte Nachahmung eines guten Vorbildes freut uns auch die kleinste, eigene Erfindung in Formen und Farben. Das gilt von allem menschlichen Schaffen, von keinem aber in dem Grade, wie von dem Kunstgewerbe, das der mehr und mehr sich verfeinernde Kunstsinne unsrer heutigen Kulturepoche einer zusehends steigenden Entwicklung entgegenführt. Die Weiterentwicklung einer Technik oder gar die Auffindung einer neuen Behandlungsweise gewährt uns eine reine und hohe Befriedigung, und liebevolle Beschäftigung mit diesen Dingen bringt wohl schließlich die Gestaltung eines neuen, kunstgewerblichen Gegenstandes, also eine wirkliche kunstgewerbliche Schöpfung hervor.

Aber wo auch für solche bedeutendere Leistung die Kraft nicht ausreichen sollte, wird doch schon der nützte Versuch, die charakteristischen Blätter und Blüten einer Pflanze auf einer Stickerei wiederzugeben — ohne Rücksicht auf Vorbilder oder doch ohne Nachahmung der Vorbilder — eine ungeahnte Freude verursachen, der sich bei wiederholten und immer eingehenderen Versuchen das beglückende Gefühl wahren Schaffens zugesellen dürfte.

Den Mut zu solchen Versuchen, die lockende Anregung dazu, geben uns eben mehr als alle andern modernen Erzeugnisse die Schöpfungen des japanischen Kunstgewerbes.





Tiroler Winzer in Festtracht.

Holsteiner Frauentracht.

lerisch durchgeführten Köpfe zeigen immer die charakteristischen Züge des Stammes, seine Augen und Haare. Ja, sogar die Hände sind im Charakter der Person durchgeführt, sodass die Figuren fast bis zur Täuschung lebendig sind. Ganz natürlich sitzt z. B. das holsteinische blonde Mädchen von Rantrum an einem Fenster, wie es unsre erste Abbildung zeigt. Der bärtige Mann mit dem phantastischen Kopfsputz stellt einen Tiroler Winzer in Festtracht dar.

Die Volkstrachten zu sammeln ist um so mehr geboten, als sie unstreitig zu verschwinden beginnen. Der hauptsächlichste Förderer der europäischen Tracht ist wohl der Bursche, der beim Militär war und gern die Soldatenhose weiter trägt. In ganzen ist diese Bewegung nur eine Fortsetzung derselben, die für die städtischen Arbeiter und das städtische Gefolge schon beendet ist: man will aussehen wie der Herr. Viele haben, wie das so in der Zeit liegt, die Sache zu einer nationalen Frage aufbauschen wollen — auch ein Beweis dafür, mit wie wenig Wissen solche Fragen von den Fanatikern behandelt werden. Denn diese sogenannten Volkstrachten sind so wenig deutsch wie unsre städtische Tracht: sie sind meist erstarrte Ueberbleibsel alter Moden, sogar alter Hofmoden, wenn sich das auch nicht mehr überall deutlich nachweisen läßt. Ein Grandseigneur hat sie vom Hofe oder wenigstens aus der Residenz mit in den stillen Winkel gebracht, wo sie sich vielleicht schwer, dann aber so fest einbürgerten, daß sie allen Umwälzungen draußen trotzen.

geführt haben, nicht die geringste Aenderung der Mode bisher erzwingen konnten.

Es ist eine der wichtigsten Lehren der Volkstrachten-Sammlung, daß Freude an Fier und Farbe dem deutschen Volke von Natur durchaus eigen sind und nur unter dem Einfluß der modernen Kultur verschwinden. Man hatte das so gut wie vergessen: es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht lange vorbei, da selbst maßgebende Leute meinten, die Deutschen seien dazu da, gewissermaßen die grobe Industriearbeit für die ganze Welt zu verrichten, da es ihnen an Begabung und Geschmack fehlte. Den Hinweis auf die alten Zeiten ließen sie nicht recht gelten, und was an eigentlicher Volks- und Hausarbeit heute noch vorhanden ist, davon wußte man damals nichts. Es ist das große Verdienst der Begründer dieser Sammlung, den Beweis geliefert zu haben, daß im Volke diese Dinge noch lebendig sind, die man vermißt, wenn man sein Urtheil nur aus der Kenntnis der städtischen Bevölkerung schöpft. Die kauft alles fertig im Bazar, der es „billig und schlecht“ liefert. Der Bauer aber machte, wenigstens bis vor kurzen, alles selbst. In der Stickerei und dem Kunstnähen bemerkte man alte Muster, die sich offenbar von Geschlecht zu Geschlecht vererben und die zusammen mit der starken, selbstgewebten Leinwand z. B. der Wäsche ein Gepräge vornehmer Solidität geben, das der Trousseau der reichsten Dame selbst bei großen Kosten niemals haben kann. In den Volkstrachten, die natürlich sehr lange vorhalten, steckt oft eine stattliche Summe Geldes: Seide ist der bevorzugte Stoff, silberne Knöpfe, Ketten, große Broschen und Schaumünzen bilden den Schmuck. Andererseits verstehen sich die Frauen gut darauf, einfache Stoffe zu „veredeln“. Man muß einmal sehen, zu welcher brillanter Wirkung in dem pommerischen Kostüm einfacher, schwarzer Taffet durch aufgestickte Blumen in starken Farben und durch aufgenähte Nitter gebracht ist. In der Zeit, wo nur Schwarz für fein galt, nannte man diesen Geschmack bäuerlich. Nachdem heute aber das Vorurteil gegen die Farbe gewichen ist, sollte man frei genug sein, einzusehen, wie viel wirklicher Geschmack sich in der oft überraschend eigenartigen und harmonischen Farbgebung dieser bäuerischen Künstlerinnen zeigt. Hier sind die starken Wurzeln unsrer Kraft. Man könnte mehr Vorteil daraus ziehen als aus irgend einem fremden Muster. Ganz ausgezeichnet sind einzelne der hier ausgelegten Stickereien, in denen die Frauen sich selbst ganz naiv nach der Natur ihre Muster gemacht haben: sie sind nicht so fein gezeichnet und so natürlich wie die landesüblichen Tapissereien, aber ihren eigentlichen Zweck, zu schmücken, erreichen sie um vieles besser.

Von Schmuckstücken seien besonders noch die feinen Filigranarbeiten erwähnt, die ja im Norden bis heute Bauernkunst sind. Messergriffe aus Horn und Knochen mit Metalleinlagen und die großen Lebergürtel mit Stickerei aus gespaltenen Hosen oder einem Ornament aus unzähligen kleinen Nägeln sind in schönen Exemplaren vorhanden. Unter den Schnitzereien befindet sich eine Kreuzigung aus neuester Zeit, das Werk eines Tagelöhners, der naiv wie die alten Meister die römischen Legionäre in preußische Uniformen gekleidet hat.

Das Museum wurde am 10. November 1889 eröffnet. Auch wie es jetzt dasteht, konnte es nur mit großen Opfern und Mühen der Gründer und mit Beihilfe von Staat und Stadt geschaffen werden. Unter den Gründern befinden sich u. a. Birchow, Bastian, Eugen Bracht, A. von Heyden, Alb. Voh, Karl Weinhold, H. Weiß, um nur die Fachleute zu nennen, deren Namen für den Ernst der Sache bürgen. Trotz allem ist das Bestehen der Sammlung auch in dieser Form in Frage gestellt, was wenig ehrenhaft für das deutsche Volk wäre. Sollte es nicht Sache der Frauen sein, ein wenig für die Trachten und Handarbeiten unsres Volkes einzutreten?

**Das Museum für deutsche Volkstrachten.**

Von Fritz Stahl.

Mit drei Originalzeichnungen von Otto Lagemann.

Nachdruck verboten.

Das Museum für Volkstrachten in Berlin hält weniger und mehr als sein Name verspricht. Weniger, wenn man das Aeußere ins Auge faßt. Ueberall verbindet man mit dem Wort Museum die Vorstellung eines monumentalen, mindestens stattlichen Gebäudes, besonders natürlich in Berlin, wo selbst die oft doch nur kuriose Arbeiten der Götzentoten und Zuluftaffen in den weiten Hallen eines herrlichen Palastes untergebracht sind. Davon ist hier nicht die Rede: die Sammlung, wie einst die des Kunstgewerbemuseums von einem Verein ins Leben gerufen, ist in den mehr als unscheinbaren Räumen der alten städtischen Gewerbeakademie untergebracht, die im Vorder- und Hinterhaus und in einer Baracke auf dem Hofe zerstreut liegen. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Ausstattung so dürftig, weil das Interesse an den Hervorbringungen des eigenen Volkes so gering ist, oder ob das Interesse so gering, weil die Ausstattung so dürftig ist. Sicher ist, daß die Sammlung zwar überall unter den Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt aufgeführt, aber lange nicht so viel besucht wird, wie sie ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung nach verdient. Denn hierin hält das Museum viel mehr als sein Name verspricht, nämlich keineswegs nur Volkstrachten, sondern Modelle von Häusern der verschiedenen Gegenden, Möbel und Schnitzereien, Schmuck und Gerät, und vor allem sehr viele Handarbeiten und Stickereien.

Sowohl die Wohnungen wie die Trachten der deutschen Stämme werden in sehr frischer und lebhafter Weise vorgeführt. Die Modelle der Häuser sind groß genug, um bis ins Detail hinein über die Anordnung der Räume und die Bauart aufzuklären, das abnehmbare Dach gestattet den Einblick. Der hauptsächlichste Hausrat fehlt nicht. In der Umgebung ist sogar die Eigentümlichkeit des Terrains angedeutet. So hat man gleich im ersten Raum den Typus des niederdeutschen Hauses mit dem Fachwerk und dem Strohdach. Man sieht von oben die große Diele, in der der Kessel über dem Feuer hängt und in der sich das ganze Leben des Hauses abspielt: an beiden Seiten ziehen sich die Viehställe hin, und das breitstrünige Rindvieh schaut durch die weitstehenden Latzen allen Ereignissen zu, den Mahlzeiten des Alltags sowohl wie den Festen, der Hochzeit und der Leichenfeier. Da hat man gleich das ganze Leben der Leute. So sehen wir das Haus des Schwarzwaldes wie des Spreewaldes, des Südens wie des Nordens. Fesselnder noch sind die aus Originalstücken in natürlicher Größe aufgebauten einzelnen Innenräume, meist durch lebensgroße Figuren im Kostüm belebt. So zeigt uns die Spreewaldstube, die unser zweites Bild wiedergibt, wie in diesem seltsamen Winkel der Mark die Brautwerbung sich abspielt. Die Signatur dieser Stuben, der Elßässer und der Lüneburger und der Schweizer ist immer: einfacher Hausrat und viel Schmuck an Decken und buntem Geschirr. Hier wie auch bei den einzelnen Kostümfiguren sind nicht gleichgültige Wachsfiguren mit den übrigen durchweg echten Kostümen bekleidet worden, sondern die künst-

lich die Tracht der Altenburgerinnen, die die beiden, im Vordergrund unsres dritten Bildes stehenden Figuren veranschaulichen. Der Rock umschließt die Formen so eng, daß sie deutlich hervortreten, hingegen wird die Brust durch einen glatten Panzer aus Pappe, der fast bis zur Höhe des Kinns emporsteigt, verdeckt. Eine der wenigen, deren Herkunft noch genau zu bestimmen ist, ist die Tracht der Frauen aus Dachau bei München (vergl. die im Hintergrund der dritten Abbildung stehende Figur). In der zusammengeschnürten Brust und den hohen Ärmeln, in den Wülsten, mit denen man die Hüften erhöht und die Taille verkürzt, erkennt man deutlich die bezeichnenden Merkmale des spanischen Kostüms, wie es im sechzehnten Jahrhundert die Welt beherrschte. Von der Fähigkeit des Bauern zeigt der Umstand, daß die schweren gesundheitlichen Nachteile, die das Schnüren der Brust mit sich bringt und die allmählich geradezu zu erblicher Verunstaltung



Offe Lagemann 26

Aus dem Trachtenmuseum zu Berlin: Brautwerbung im Spreewald.



### Sinnsprüche.

Von Ludwig Fulda.

Nachdruck verboten.

Offe nicht, du könneſt ſchildern,  
 Was du nicht erlebt,  
 Wenn es auch in reichen Bildern  
 Dir vorüberſchwebt.  
 Nur wer als beglückter Freier  
 In das Herz ihr ſchaut,  
 Dem entwirrt ſich aus dem Schleier  
 Die verſchämte Braut.

Dem Tiere ward ein dumpfes Sein;  
 Nachdenken kann der Menſch allein,  
 Nachdenken hebt ihn hoch empor —  
 Doch meiſtens denkt ein ander vor.

Kann Unverfrorenheit  
 Die laſtende Dämmerung zerſtreuen?  
 Schamröthe der alten Zeit  
 Iſt noch nicht Morgenröthe der neuen.

Nachdem die Lakaien und Domestikern  
 Im Kutſcherſtüblein unter ſich  
 Die Herrſchaft benörgelt mit ſcharfen Kritiken,  
 Katzbuckeln ſie doppelt meiſterlich.

Natürlichkeit? Natürlich iſt der Hauch  
 Der Elemente, die da Leben wecken;  
 Natürlich iſt das feichte Bächlein auch,  
 Das nah der Quelle bleibt im Sande ſtecken.

Willſt du erſchauen der Welt Geſtalten,  
 Thu auf die Augen und blick' ins Klare!  
 Doch willſt du ſehen das Unſichtbare,  
 Mußt du ſie feſt geſchloſſen halten.

Vor jeder ehrlichen Ueberzeugung  
 Mach', eh' du ſie angreiſt, eine Verbeugung.

Die Großen gehn zum Ziel auf graden Gleifen,  
 Die Größten kommen ihm durch Irrtum nach:  
 Die wollen ganz verkehrt nach Indien reiſen,  
 Und finden unterwegs Amerika.



Altenburger Tracht. Dahnauer Tracht. Aus dem Muſeum für deutſche Volkſtrachten.

### Sonntag in einem ungarischen Dorfe.

Nachdruck verboten.

Das gruppenreiche Bild, das der Photograph aus einer Anzahl von Aufnahmen geſchaffen, ſtellt das unweit der ungarischen Hauptſtadt gelegene Dorf Czinkota dar. Es wird von wohlhabenden Bauern bewohnt; das ſieht man an den ſchmucken Häuſern und der bürgerlichen Kleidung, die den Sonntagsſtaat der Dorfbewohner bildet.

Die ungarische Volkſtracht hat ſich im Laufe der Jahrhunderte nach dem eigenartigen Geſchmack und den Bedürfniffen des Volkes ausgebildet. Hirtenleben und Ackerbau erforderten ein leichtes, bequemes Gewand. Das nächſtliegende Material war ſelbſtgeſponnenes Leinengewebe. Dies gab der ganzen Tracht den weiten, luſtigen Charakter. Die Arbeit in Wald und Wieſe erforderte die Kürze. Solche Kleider laſſen ſie Formen des Fußes frei. Auf dem untenſtehenden Bilde ſehen wir allerdings die Füße der Frauen und Mädchen mit zierlichen Stiefeln bedeckt, aber an Wochentagen wird dieſer Luxus nicht getrieben. Das runde, faltenreiche Kleid, ſowie das Bruſtſtück, eine Art Weſte oder Mieder, und das Jngväll, das an den Schultern und am Oberarm ſichtbare Hemd, bilden die landsübliche Volkſtracht der Frauen, zu der als unerläßlich eine ſchöne Schürze gehört.

Die männliche Bauerntracht iſt, außer einer farbigen, mit Schnüren oder Knöpfen gezierten Weſte, das in weiten Nermeln endigende Hemd und die ebenſo faltenreichen, weiten, mitunter auch engeren Beinkleider. Rechts im Vordergrund unſres Bildes ſehen wir einen Bauer, deſſen langes Lockenhaar auf den bunten Mantel (Szür) fällt. Dieſer und die aus Fellen hergeſtellte, warmhaltende Suba weiſen auf die aſiatiſche Heimat der Magyaren hin. Graf Eugen Zichy hat ganz ähnliche Mäntel aus dem Kaukaſus mitgebracht. Die farbige Aufſchmückung des weißen Szür erinnert an das Nomadentum der alten, einſt in Perſien ſekhaftigen Magyaren.

Der Name Bauer (paraszt) und die Bezeichnungen für das Wirtshaus (Csárda) und den Nationaltanz (Csárdás) ſind perſiſchen Urſprungs. Die Csárda ſorgt dafür, daß die richtige Stimmung für den feurigen Nationaltanz erwacht. Wir können ſie bereits bei jenen Paaren beobachten, die ſich in der Nähe der Muſikanten gruppiert haben. Flöte, Geige, Cello und Gymbal ſind in den Händen echter Zigeuner, die den ungarischen Tanz und das ungarische Lied ſtets mit nationaler Begeiſterung vorzutragen verſtehen und es vom armen Dorfmuſikanten zuweilen ſogar zum Virtuosen bringen, der die Welt bereiſt und dem in Schließern Champagner kredenzt wird. Und das alles verdankt der Zigeuner dem Ungar, der für das Volkslied ſchwärmt und es zur Fiedel ſingt, der, ſei er Bauer oder Magnat, bereitwilligſt dem Spieler den klingenden Lohn ſpendet, der es ſich aber nicht nehmen läßt, den Buſtaſohn mit magyariſcher Lebhaftigkeit zu ſchelten, falls er ſeiner Fiedel bei irgend einer Lieblingsweiſe einen Mißton entlockt. Wie die Volkslieder, ſo ſind auch die ungarischen Tanzweiſen von einem einzigartigen Zauber, und deutlich giebt unſer Bild die Empfindungen wieder, die jene einſchmeichelnden, alle Stufen der Gefühle umfaſſenden Klänge in den flotten Tänzern, noch mehr in ihren holden Schönen wachrufen. M. Hecht.



### Sonntag in einem ungarischen Dorfe.

Nach Aufnahmen des Hophographen Streifsky in Budapest.

### Pfingsten.

Nachdruck verboten.

Durch die Welt ein Ahnen zieht  
Neuer Lebenswonne,  
Hoffnung kündet jedes Lied,  
Jeder Strahl der Sonne.

Jener frische Verbegeistert,  
Der das All durchdrungen,  
Wieder in den Lüften freist,  
Spricht mit Feuerzungen;

Rauscht hervor aus Waldesnacht,  
Spricht aus Blatt und Halmen,  
Bricht hervor aus Blütenpracht,  
Tönt in tausend Psalmen;

Überall ein Drang, ein Trieb  
Und ein Aufwärtsringen —  
Auch den Seelen Flügel giebt,  
Herr, sich aufzuschwingen!

Daß der heilige Odem auch  
Ihnen Kraft verleihe,  
Daß sie spüren einen Hauch  
Von der Pfingstnacht-Weihe.

Daß der Geist zu neuem Licht  
Wieder sich erhebe  
Und, was Blatt und Blume spricht,  
Auch im Herzen lebe!

Hugo Kegele.

### Eine Tasse Thee.

Humoreske von Anna Wahlenberg.

Nachdruck verboten.

Das junge Ehepaar wollte eine Gesellschaft geben. Bis jetzt hatten sie nur einige wenige intimere Bekannte ein paar mal zum Mittagessen gehabt, aber nun begannen sie immer lebhafter die unabweisliche Verpflichtung zu fühlen, alle ihre Verwandten und Freunde zu einer Abendgesellschaft einzuladen. Und endlich wurde der Tag bestimmt. Der junge Amtsrichter setzte sich hin und schrieb selbst die Einladungskarten. Aber gerade als er „Frau Amalie Adler“ auf eines der Couverts geschrieben hatte und die Marke aufkleben wollte, wurde er von seiner Frau Cäcilie unterbrochen: „Weißt du, Rudolf, es sieht gewiß freundlicher und anspruchsloser aus, wenn einer von uns beiden hingehet und es ihr persönlich mitteilt.“

Ja, darin hatte sie recht. Die Witwe des Bankiers Adler war die Tante der jungen Frau, und man kam überein, daß es sich doch wohl am besten ausnehmen würde, wenn man die nächsten Verwandten alle mündlich einlud. Man teilte daher die Einladungskarten ein; der jungen Frau, die mehr Zeit hatte, fielen natürlich die meisten zu, dem Ehepaar nur diejenigen, die er auf dem Wege zum Gericht erledigen konnte. Darunter war auch die bei Tante Amalie.

Aber als die Sache derart entschieden und eingeteilt war, sah die kleine Frau noch gedankenvoll da und atmete tief.

„Du seufzest, Cissi?“ sagte der zärtliche Ehemann und streichelte ihre Wange. Er glaubte, daß sie wegen der Kosten und wegen all der Mühe und Unordnung bekümmert war, die ihrem Haushalt bevorstand.

„Ach ja, ich denke an Tante Amalie,“ sagte sie. „Nun wird sie wohl wieder in tiefausgeschnittener, kostbarer Balltoilette anrücken und auch ihre Tochter Martha wie einen Papagei herausstaffieren. Ich schäme mich wirklich vor deinen Verwandten.“

Tante Amalie hatte die kleine Schwäche, bei jeder nur möglichen Gelegenheit die extravaganteren Toiletten anzulegen. In ihrer Jugend hatte sie ja durch ihren schönen Hals und ihre wohlgeformten Arme Aufsehen erregt; aber obgleich sie jetzt schon Ende der vierzig und etwas corpulent war, wollte sie noch immer nicht merken, daß ihre Jugendzeit vorüber war. Sie fand im Gegenteil, daß sie heute, dank ihrem Vermögen, erst recht imstande war, ihrer Schönheit durch kostbare Gewänder den entsprechenden Rahmen zu geben, und veräumelte daher keine Gelegenheit, die übrige Gesellschaft durch ihren Toilettenreichtum in den Schatten zu stellen. Dies war zuletzt in einer Gesellschaft vor vierzehn Tagen geschehen, wo die kleine Frau des Amtsrichters über das auffallende Kostüm und über die für den kleinen Kreis zu starke Dekolletierung der Tante allerlei spitz Bemerkungen hatte hören müssen. Es war wirklich genant.

Nun ja, der Amtsrichter mußte zugeben, daß die Tante ein bißchen übertrieb, aber, Gott —

Da erhellten sich plötzlich Cäcilien's Züge: sie hatte ein Mittel gefunden, wie man dem Ballkostüm und den bloßen Armen ausweichen konnte, ein sehr einfaches und bequemes Mittel. Ganz einfach: Rudolf mußte, wenn er zur Tante kam, um sie einzuladen, betonen, daß es sich wirklich nur um eine Tasse Thee handle, daß es eine ganz kleine Gesellschaft in aller Anspruchslosigkeit sei und daß sie daher keineswegs mit irgendwelchen Präntationen kommen dürfe. Er konnte auch wohl ein Wort einfließen lassen, daß sie zu großen Gesellschaften leider nicht die Mittel hätten und daß ihre Wohnung zu klein wäre, um viele Gäste auf einmal empfangen zu können. Es wirkt immer angenehm, wenn junge Eheleute einfach und anspruchslos thun.

Abends um halb acht Uhr waren schon alle Zimmer der Wohnung erleuchtet, und Cäcilie ging von einem Raum in den andern, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Schließlich stellte sie sich vor den hohen Salonspiegel und mußerte ihre eigene schlanke und zierliche Gestalt, die von einem nach neuestem Schnitt gearbeiteten, spizenbesetzten, lilafarbenen Wollkleid mit einer kleinen Schleppe umschlossen war. Und sie fand, daß alles gut war.

Da ertönte das erste Klingeln. Sie wandte sich um und horchte, um zu wissen, wer so pünktlich käme. Als aber die Vorzimmerthür geöffnet wurde und sie draußen Stimmen

hörte, bekam sie doch ein wenig Herzklopfen. Es war Tante Amalie.

Was bedeutete es, daß sie so zeitig kam? Sie, die sonst immer die Allerletzte zu sein pflegte! — Ach, sie glaubte also wirklich, es sei heute nichts los. Cäcilie war zufrieden und doch gleichzeitig ein wenig bekümmert.

Fünf Minuten später traten Frau und Fräulein Adler in den Salon, die Frau in schwarze Seide gekleidet, einfach und hoch anschießend; Fräulein Martha, ein sechzehnjähriges kleines Mädchen in einem halblangen, schmalgestreiften Wollkleid, das dem Aussehen nach ein besserer, neuer Alltagsanzug war.

Tante Amalie runzelte die Brauen und blieb auf halbem Wege stehen, als sie Cäcilie in der helllilafarbenen Toilette erblickte. „Ist hier ein Ball?“ fragte sie, die Hausfrau scharf von allen Seiten musternd.

„Aber, liebe Tante, wie kommst du auf solche Idee!“ sagte die junge Frau und schob achlos ihre kleine Schleppe beiseite. „Das ist ja nur ein altes Sommerkleid, das ich auftragen will.“

Frau Adler machte keine weitere Bemerkung, ließ sich zum Sofa führen und setzte sich nieder, war aber etwas zerstreut in ihrer Konversation. Sie hatte so viel zu sehen: so viele Lichter es in den Zimmern gab, alle waren angezündet, die ganze Wohnung erstrahlte in einem Meer von Helligkeit! Hier und da standen auf kleinen Tischen Vasen und Schalen mit frischen Blumen, und hinter dem Klavier hatte man eine Blattschmückung arrangiert, die wohl leihweise für den heutigen Tag beschafft war. Das junge Paar wollte offenbar zeigen, daß es Geschmack und Kunstsinne hatte.

Nach einer kleinen Weile klingelte es wieder, und die Gäste begannen sich einzufinden. Zuerst kam Professor Bergmann mit Frau, er im Frack, sie in einem goldbraunen Seidenkleid mit mattgelben Federn im Haar.

Frau Adler folgte ihnen auf Schritt und Tritt mit den Augen. Sie hatte keine Federn im Haar, sie selber, sondern nur eine zweifarbige Rosette, und eine gleiche trug sie an der Brust. Aber man pflegt doch keine Federn ins Haar zu stecken, wenn man zu einer Tasse Thee und einem kleinen Kladderstündchen in größter Einfachheit gebeten ist! Frau Amalie sah da, eifrig bemüht, sich Rudolfs oder Cäcilien's zu bemächtigen und ein paar Fragen an sie zu richten. Aber es war unmöglich, sie waren beide ausschließlich von ihren neuen Gästen in Anspruch genommen und hielten sich so weit von der Tante entfernt, daß sie weder deren Blicke noch Winke bemerkten.

Die Nächstkommenden waren wieder ein Herr im Frack und eine Dame in hellfarbigem Seidenkleid.

Tante Amalie begann nervös auf dem Sofa hin und her zu rücken, bogen sie zu ihrer Tochter hinab und machte ihr eine Mitteilung, die zur Folge hatte, daß das arme Mädchen erödete, sehr unglücklich ausah, auf ihr Kleid hinabschielte und daran zupfte, als hätte sie vorn einen großen Fleck. Lange aber konnte sie ihre Selbstbetrachtungen nicht fortsetzen. Ihre Mutter stieß sie verstohlen in die Seite.

Zwei junge Mädchen in luftigen, hellgeblühten Musselinflethern und langen Musquetairhandschuhen traten grade über die Schwelle, von ihrem Vater gefolgt, der, ebenso wie alle andern Herren, im Frack war.

Tante Amalie rückte weiter in die Sofaecke hinauf und glättete die Spitzen ihres Taschentuchs. „Das halte ich nicht aus!“ sagte sie.

Die kleine Martha machte sich noch kleiner und sah so verschüchtert aus wie eine Maus, die sich in einen Winkel geflüchtet hatte.

Jetzt erschien die Kommerzienrätin Neander, eine Frau in mittleren Jahren, eine Cousine des Amtsrichters, in der Thür des Salons. Eine flut blaßgrüner Seide und schwarzer Spitzen umschloß sie; ihre hochmoderne Frisur mit den kleinen Löckchen in der Mitte war offenbar von einer geschickten Friseurin kunstvoll geordnet und paßte vortrefflich zu dem kleinen, spitzigen Ausschnitt des Kleides.

Das war mehr, als Tante Amalie ertragen konnte. Sie erhob sich hastig und gab ihrer Tochter ein Zeichen. „Kommt, Martha!“

Sie gingen grade auf Rudolf und Cäcilie zu, die eben den Kommerzienrat und die Kommerzienrätin bewillkommneten, und Tante Amalie klopfte lächelnd ihrer Nichte auf die Schulter. „Ich will dir nur Adieu sagen, Cissi,“ flüsterte sie, „herzlichen Dank für heute abend!“

Cäcilie fuhr erschrocken zusammen. Sie hatte doch nicht geglaubt, daß Tante Amalie sich die Sache so tief zu Herzen nehmen würde. Sie legte den Arm um ihre Taille und gab ihrem Erstaunen und ihrem Bedauern Ausdruck, aber das hinderte Frau Adler und ihre Tochter nicht, auch von Rudolf rasch Abschied zu nehmen und dann zwischen einigen verwunderten Gästen hindurch unerschütterlich ins Vorzimmer hinauszufeuern.

Der Hausherr und die Hausfrau begleiteten sie; sie wollten sie unter keiner Bedingung weglassen. Aber Tante Amalie war ruhig und bestimmt, fragte nur nach ihrem Mantel und ihrem Hut, und erst als sie diese Gegenstände in Händen hatte, verließ sie die Fassung. Sie verbergte das Gesicht in ihrem Taschentuche und brach in konvulsivisches Schluchzen aus.

Die junge Frau sah sich unruhig um, jeden Augenblick konnten neue Gäste kommen. Aber Rudolf sprang entschlossen hinzu, nahm die verzweifelte, weinende Dame unter den Arm, führte sie in sein Schreibzimmer, ließ auch Martha und Cäcilie hinein, verriegelte beide Thüren und ließ dann die Tragödie sich in Ruhe entwickeln.

Zuerst konnte Tante Amalie weder sprechen noch gehen. Rudolf mußte sie beinahe tragen, so schwer stützte sie sich auf ihn. Aber sobald er sie auf dem Sofa hatte, kehrten ihre Kräfte zurück. Sie sprang auf und rief nach Martha, sie wollten gleich gehen. Aber sie gingen nicht gleich, denn sie bekam einen neuen Anfall, sodaß sie sich wieder setzen mußte. Und als der glücklich vorüber war, fiel sie ihrer Tochter um den Hals und erzählte ihr, wie unglücklich ihre arme Mutter war. Verachtet wäre sie und vernachlässigt vor der ganzen Welt!

„Aber liebste, bestes Tantchen, wie kannst du so reden?“ sagte Cäcilie. Und von gerechter Gewissensqual gepeinigt, versuchte sie, Tante Amaliens erhitzte Wangen zu streicheln und ihr begütigend zuzusprechen. Aber das nützte nichts, denn Frau Adler hörte garnicht mehr auf die Hausfrau, für sie existierte außer ihrer Tochter niemand im Zimmer. Sie er-

zählte dieser, daß sie beide mißachtet und ausgestoßen wären und nicht zu der glänzenden Gesellschaft da drinnen gehörten. Und darum wollten sie gehen — ja, so schnell wie möglich!

„Aber, liebe Tante —“ sagte der Amtsrichter. Das war alles, was er sagen konnte; aber dafür sagte er es auch jedesmal, wenn er von seiner vehementen Promenade durch das Zimmer zum Sofa zurückkehrte. Cäcilie stand schließlich auf und flüsterte ihm zu, daß er wieder zu den Gästen hinausgehen sollte; es mühte doch auffallen und wäre ja ein Skandal, wenn sie beide fortblieben. Und so ging er und ließ Cäcilie allein den Kampf im Schreibzimmer ausfechten.

Dieser schien jedoch weder bald noch glücklich enden zu wollen, und das Einzige, was Frau Adler zurüchhielt, war die Furcht, neu ankommenden Gästen zu begegnen. Martha sah und wiegte den Kopf der Mutter an ihrer Brust, und sie sagte, daß sie sehr unglücklich sei und sterben wolle.

Die junge Frau grübelte vergebens, was sie anfangen sollte. Das Einzige, was ihr einfiel, war, eau de Cologne zu holen, und das that sie.

Als sie über den Flur eilte, um in das Schlafzimmer zu gelangen, stieß sie auf neue Besucher. Es waren Rudolfs Schwester und Schwager, Doktor Lehwald und Frau mit Sohn und Tochter. Sie nickte nur und lief weiter; aber es befremdete sie doch, daß die beiden Damen ihre schon aufgedüngten Mäntel nicht abnahmen, unter denen die lichten Seidentoiletten hervorstrahlten, sondern dastanden und geheimnisvoll mit Rudolf flüsterten.

Als sie wiederkam, hatten die Damen das Vorzimmer schon verlassen.

Das Fläschchen eau de Cologne hatte leider keine andre Wirkung als die, Tante Amalie gesprächiger zu machen. Sie erhob den Kopf und fragte Martha, ob sie wüßte, daß ihr verstorbener Vater ein ehrenhafter, allgemein geachteter Mann gewesen war.

Ja, das wußte Martha allerdings.

Dann war also das nicht der Grund, weshalb sie hier mißachtet wurden. Tante Amalie ließ den Kopf wieder sinken und grübelte weiter nach, weshalb man grade gegen sie so rücksichtslos gewesen sei. Jetzt hatte sie es.

„Ja, siehst du, Martha, ein Bankier, wie dein Vater war, ist gewiß in den Augen der Gelehrten weniger als ein Jurist.“

„Nein, aber Tante, das ist nicht lieb von dir!“ sagte Cäcilie protestierend.

„Und darum,“ fuhr Frau Adler, die Anwesenheit ihrer Nichte vollständig ignorierend, fort, „darum ist es nur recht und billig, wenn man es so einrichtet, daß weniger vollgiltige Leute sich ihrem Stände gemäß in Gesellschaften von Gelehrten und Richtern beiseiden kleiden!“

Cäcilie war das Weinen nahe. Warum hatte man nur die Tante nicht in großer Balltoilette erscheinen lassen! Schließlich machte sie sich doch allein durch ihre Extrabaganz lächerlich. Sie trocknete ihre Augen und protestierte aufs neue gegen die Ausführungen der Tante.

„Garnicht so dumm ausgedacht!“ fuhr diese fort. „Auf den Klassenunterschied durch Studien wären wir nicht gekommen, nicht wahr, Martha?“

„Nein,“ sagte Martha. Auch sie hatte die Thränen im Halse und wußte kaum, was sie sprach.

„Unstudierte Leute sind nicht so rasch von Begriffen, das weißt du ja!“

„Ja,“ bestätigte Martha.

Aber nun nahm Cäcilie das Wort, durch ihre Gewissensqual zu förmlicher Beredsamkeit angefeuert. Sie schob alle Schuld auf ihren Mann, der das ganze Unheil hervorgerufen und seine Botschaft wohl zu ungeschickt ausgerichtet habe. Aber sicher nur daher, weil er immer so bescheiden war und für seine Person und sein Haus auch an andre keine Ansprüche stellen wollte.

Als Cäcilie geendet, erhob sich Tante Amalie, blieb ein paar Augenblicke, auf die Sofaehne gestützt, stehen und fixierte sie. „Du willst doch nicht etwa, daß ich das glauben soll?“ sagte sie.

„Doch, Tante —“

„Das gestugt dir nicht, mein Herz! Aber ich will dir etwas sagen, das du noch nicht weißt.“

„Das ich nicht weiß?“ wiederholte Cäcilie erstaunt.

„Dawohl, die Beleidigung, die dein Mann mir und meinem Kinde zugefügt hat, sie gilt auch dir!“

„Mir? Wieso?“

„Se nun — er,“ dabei wies die erzürnte Frau mit dem Daumen auf die Thür, durch die der Amtsrichter verschwunden war, „er will heut abend eben zeigen, daß er vornehmere Verwandte hat als du.“

Dieser neue Gesichtspunkt verblüffte die Nichte derart, daß sie für einen Augenblick sprachlos war.

„Siehst du, siehst du, ich merke, wie du blaß wirst,“ sagte Tante Amalie. „Ja, mein gutes, armes Kind, so sind die Ehemänner. Ich kenne sie!“

„Nein, aber Tante —“

„Mich täuscht er jedoch nicht — ich durchschaue ihn. Und das sage ich dir, Cäcilie, ich kann diese Beleidigung ertragen, und Martha kann sie auch ertragen, denn uns trifft sie nur einmal. Aber wenn du sie heut geduldig trägst, so mußt du sie noch viele, viele Male tragen!“

„Liebe Tante —“

„Verlaß dich darauf! Ein Mann, dessen Streben nach einer Ehe von kaum vier Monaten nur darauf hinausgeht, sein Haus zu demütigen, wird ein Tyrann! Ja — ein Tyrann, vergiß das nicht!“

„Nein, aber wirklich, liebste Tantchen —“

„Eines Tages wirst du schon zu mir kommen und mir dafür danken, daß ich dir beizeiten die Augen geöffnet habe. — So, und nun komm, Martha!“

Sie nahm ihre Schleppe auf und ging stolz wie eine Königin nach dem Vorzimmer, Martha hinter ihr her. Aber bevor sie noch die Thür des Vorzimmers aufgeschloß hatte, öffnete sich die Salonthür, und heraus kamen zwei Damen in sehr einfachen, halbdunklen Wollkleidern. Es war die Schwester des Amtsrichters, Frau Dr. Lehwald und ihre Tochter.

„Nun also, da ist ja die Hausfrau,“ sagte die Doktorin. „Wir haben dich in der ganzen Wohnung gesucht, Cäcilie.“

Hierauf wandte sie sich wie zufällig um und bemerkte auch Frau und Fräulein Adler. Sie begrüßte sie herzlich und sagte, ihre Toilette musternd: „O wie froh bin ich, noch

jemanden zu treffen, der nicht hell angezogen ist. Hulda und ich waren ganz erschrocken, als wir in den Salon kamen. Wir hatten nicht vermutet, daß es eine so große und festliche Gesellschaft sei. Rudolf hat uns ja nur zu einer Tasse Thee und einem zwanglosen Plauderstündchen eingeladen."

Cäcilie stand erstaunt da und wußte nicht, was das alles bedeuten sollte. Aber bevor sie noch ihre Gedanken sammeln konnte, hatten sich die beiden andern Frauen in eine lebhafteste Unterhaltung vertieft. Und Tante Amalie, deren Miene anfänglich reserviert fragend gewesen war, ließ bereits ihre schwarzseidene Schleppe fallen, ihr Gesichtsausdruck begann milder zu werden, und sie nickte der Ansicht der Doktorin, daß Ehemänner absolut nicht zu Kommissionen verwendbar seien, eifrigst Beifall zu. Und als sie sich über diesen Punkt geeinigt hatten, begannen sie, einander über ihre Toiletten zu trösten.

Als die Doktorin mit einem Seufzer bemerkte, daß Frau Adler wenigstens ein Seidenkleid anhatte, da leuchteten Tante Amalies Augen auf, sie klopfte der Doktorin auf die Schulter und sagte, wenn ein Wollkleid so geschmackvoll sei wie das ihre, sehe es ebenso gut aus wie ein seidenes. Und dann fanden sie beide, daß man sich in einfachen Toiletten doch am behaglichsten fühle. Und dann sagte die Doktorin, die kleine Martha Adler sei so reizend und jugendfrisch, daß sie gar kein elegantes Kleid brauche, um schön auszusehen. Und Frau Adler sagte darauf, die kleine Hulda Lehwald sehe so anmütig und schön aus, daß man gar nicht daran denke, was sie anhabe.

Und so ging man mit so frohen, lächelnden Gesichtern in den Salon zurück, als wären fünfzig Jahre seit der Tragödie im kleinen Schreibzimmer verfloßen.

Nur in dem Moment, als die Doktorin im Begriff war, den Salon zu betreten, faßte Cäcilie sie am Arm und hielt sie zurück. „Es kam mir doch vor,“ sagte sie, „daß ihr helle Kleider anhatet, als ich euch vorhin im Vorzimmer sah?“

„Auf was für seltsame Gedanken du auch kommst,“ sagte ihre Schwägerin ernsthaft. Aber in jedem ihrer Augenwinkel lachte ein Schelm.

Cäcilie küßte sie auf die Wange. „So kalt! Als ob du eben von draußen kommst,“ sagte sie.

„Ja, ich hatte mein Taschentuch vergessen, und da bin ich — noch einmal nach Hause gegangen; wir wohnen ja so nahe.“

Jetzt verstand Cäcilie und küßte sie noch einmal, aber nun gerade auf den Mund und noch viel wärmer als früher. „Pst, pst,“ sagte die Doktorin, „reden wir nicht davon!“

### Die Gesichtspflege.

Von Dr. med. J. Reinhardt.

Nachdruck verboten.

Trotz aller Mandelkeile und aller milden Seifen, Herr Doktor, läßt der Teint meiner Töchter viel zu wünschen übrig.“

„Ihr Verfahren war eben grundsätzl. gnädige Frau. Auch für die Pflege des Antlitzes gilt als erste Regel: Abhärtung!“

„Aber was hätte ich denn thun sollen, Herr Doktor?“

„Gerade das Gegenteil von dem, was Sie gethan haben. Mädchen müssen bis zum Beginn des wichtigsten Abschnittes ihres körperlichen Entwicklungsganges fast derselben körperlichen Wehrhaftmachung unterworfen werden wie Knaben. Sie müssen von frühester Kindheit an daran gewöhnt werden, allen Unbilden der Witterung zu trohen.“

„Gewiß, das mag zur Ausbildung körperlicher Kraft wichtig sein. Aber der Gesichtshaut dürften solche Anstürme doch wohl Schaden bringen?“

„Im Gegenteil! Im Organismus des Menschen steht der Teil in untrennbarem Zusammenhange mit dem Ganzen, und mit der Abhärtung des übrigen Körpers wird auch der des Gesichtes ihr Recht. Licht und Luft sind die wichtigsten hygienischen und kosmetischen Hilfsmittel. Und dann kaltes Wasser statt Essenzen und lauer Kleieabwaschungen! — Ihr älteres Fräulein Tochter hat übrigens gar keinen schlechten Teint. Sie hat im Gegenteil die außerordentlich feine und daher äußerst empfindliche Haut der rotblonden Damen. Nur ist die Glätte der Haut leider durch viele Sommerprossen unterbrochen. Das empfehlenswerteste Mittel zu ihrer Entfernung ist eine 1—2 prozentige Sublimatlösung. Man pinselt diese Lösung wiederholt auf die betreffenden Stellen auf oder läßt ein mit solchem Sublimatwasser angefeuchtetes Leinwandläppchen von der Größe der zu entfarbenden Stelle auf dieser liegen. Es tritt dann eine mehr oder weniger stürmische Abstoßung der Hornhaut ein, während die neuentstehende Oberhaut farblos ist oder kaum sichtbare Flecken zeigt. Leider sind nach einer Reihe von Wochen die Pigmentflecke wieder in dem früheren Grade sichtbar. Daher ist es ratsam, bei vereinzelten und nicht zu ausgedehnten Pigmentierungen von der Anwendung jeder medikamentösen Behandlung abzusehen und zur Beseitigung mittelst Elektrolyse zu schreiten.“

„Aber was soll ich mit unsrer Jüngsten machen?“

„Das kleine Fräulein leidet an sogenannten Miteffern und Aknepusteln und an Flechten. Wie alt ist die kleine Dame?“

„Vierzehn Jahr. Wir bemerkten die ersten Anfänge dieser Hautaffektion schon vor fünf Jahren, als sich auch Ohrenläusen eingestellt hatte, derentwegen wir bereits damals Ihre Hilfe in Anspruch nahmen.“

„Und ich sagte Ihnen damals, Ihre kleine wäre skrofulös, und verordnete Soolbäder, Leberthran u. s. w. Ich muß jetzt daselbe verordnen, denn das Grundübel ist zwar bedeutend gebessert, aber noch nicht beseitigt. Die Skrofuloze, wenn auch eine konstitutionelle Erkrankung, kommt nicht selten allein an einzelnen Körperstellen und in einer Form ihres chameleonartigen Wesens zum Ausbruch. Ein sonst scheinbar kräftiges Individuum braucht z. B. nur eine skrofuloöse Entzündung des Naseneingangs davonzutragen. Ihre Tochter leidet eben an einer skrofuloösen Entzündung der Gesichtshaut.“

„Und ich glaube, diese Flechten entständen allein durch Hautreizungen, und die Miteffern und Pusteln würden durch kleine Tierchen hervorgerufen und die schwarzen Punkte bildeten ihre Köpfe.“

„Von parasitärer Ursache ist hier keine Rede. Ein Miteffer ist eine Anhängung von verhärtetem Talgdrüsensekret. Talgdrüsen sind kleine, mikroskopisch feine Drüsen der Unter-

haut, deren Ausführungsgänge unter solchen Umständen ganz eingetrocknet sind, sodaß das Sekret als dunkler Punkt in der Haut erscheint. Aknepusteln sind chronische Entzündungsprodukte der Talgdrüsen mit der Bildung von Knötchen, in deren Mitte sich ein schwarzer Mitefferkopf oder eine Eiterblase zeigt. Die örtliche Behandlung dieser Leiden besteht in einer Verflüchtigung der kranken Hautstelle z. B. durch Aufschlagen mit einer feinen Lanzette. Bei größerer Ausdehnung kommen Schmierseife, Hebraischer alkalischer Seifengeist, Lilionaije (Liquor Kalii carbonici), Schwefelpasten u. s. w. zur Anwendung. Die Flechte, dartoe squameuse humide, Salzfluß oder Ekzem, ist eine einfache, nicht ansteckende, katarhalische Entzündung der Haut, von akutem oder zumeist chronischem Verlaufe, die bei ihrem Entstehen in Form einer flammigen Rote oder in Form teils zerstreuter, teils gruppenförmig stehender Knötchen, Bläschen und Pusteln, oder einer Vereinerung von ihnen auftritt. Sie ist mit mehr oder weniger starker Schwellung der Haut und heftigem Brennen und Jucken verbunden und geht im weiteren Verlaufe in Rassen und in Bildung von einerseits gelben gummiartigen, andererseits grünen und braunen Borsten oder in trockene Schuppenbildung auf gerötetem Grunde über. Die Ursachen dieses Hautfatares können mannigfaltig sein. Während sich bei vielen Ekzemkranken keinerlei andre Erkrankungen nachweisen lassen, sondern jeder leichte Reiz, der die verweichtete Haut trifft, eine Flechte hervorruft, ist es doch sicher, daß schwächende, auf die Gesamtkonstitution einwirkende Momente die Veranlagung



Dr. med. Theodora Krajewska, Amtsärztin in Bosnien. (Vergl. Seite 268.)

zum Ekzem, wie überhaupt zu Katarthen erhöhen. Hierher gehören: Bleichsucht, englische Krankheit und die Skrofuloze.

Die örtliche Behandlung des Hautfatares hat eine dreifache Aufgabe zu lösen. Wir haben erstens die den kranken Stellen aufliegenden Krusten und Schuppen abzulösen; zweitens vorhandene nässende Stellen der Ueberhäutung zuzuführen; und drittens die nach der Ueberhäutung zurückgebliebene Verdickung und Rötung der Haut zum Schwinden zu bringen. Das Erste erreicht man durch Oele und Fette. Die nässenden Stellen heilt man durch die Hebraische Diachylonjale ab. Ist dem Nässen der Flechte ein Ende bereitet, so gilt es, die ausgezeichnete Wirkung des Theers, der entweder rein oder in spirituöser Lösung aufgespinnelt oder in Salbenform zur Anwendung gebracht wird, zur Beseitigung des dritten, squamösen Stadiums dienstbar zu machen.

Aber wichtiger als die lokale Therapie bleibt doch die Stärkung des Allgemeinbefindens. Was in den letzten Jahren verflücht wurde, muß jetzt nachgeholt werden. Denn können auch durch die genannten Mittel die bisher gebildeten Hautaffektionen beseitigt werden, so verhindert ein Neuentstehen anderer Hautstörungen häufig die Beseitigung des Grundüfels. Wer einen reinen Teint haben will, muß vor allem einen gesunden, kräftigen Körper haben.“

„Noch eine Frage, Herr Doktor. Wie sollen herangewachsene und ältere Personen, die nicht von vornherein zu einer entsprechenden Gesichtspflege veranlaßt worden sind, sich in Bezug auf die Hauthygiene verhalten?“

„Die Veränderung im gewohnten Verfahren muß zur warmen Jahreszeit beginnen! Man wäscht zunächst früh morgens das Gesicht mit gewöhnlichem Leitungswasser, das dann eine Temperatur von 16—18 Grad zu haben pflegt, und reibt die Haut mit mäßigem Nachdruck ab. Von Woche zu Woche setzt man die Wassertemperatur um einen Grad herab, bis man eine solche von nur 11—12 Grad erhalten hat. Je kühler das Wasser, um so energischer und andauernder wird das Gesichtsfrottieren. Empfindliche Personen können im Anfange eine Einreibung mit irgend einem milden Toilettenessig oder cold-cream folgen lassen. Nach jeder stärkeren Transpiration sollen, soweit es angängig, diese Waschungen wiederholt und so einer Verstopfung der Talgdrüsen der Haut vorgebeugt werden. Naht der Winter heran, so wird mit dem einfachen Fortgebrauch des Wasserleitungswassers schon allmählich die entsprechend niedere Temperatur erreicht und dreimal des Tages benutzt werden. Auch hier können Empfindliche die obengenannten Hilfsmittel benutzen. Wer die einflussreichen Talgdrüsen verstopft, muß bei andauernder Anwendung auch den besten Teint ruinieren; daselbe gilt von den Schminken, die die Durchlüftung der Haut verhindern.“

### Bücherchau.

Von „Meyers Konversations-Lexikon“ ist jeben der 15. Band der neuen Auflage (Leipzig, Bibliographisches Institut) erschienen. Auch er enthält eine stattliche Anzahl aktueller Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Unterhaltung und Belehrung. Von den geschichtlich-geographischen Arbeiten erwähnen wir namentlich die über das Russische Reich, Russisch-Centralasien, die Sibirische Eisenbahn, die alle den schwierigen Stoff mit gewohnter Meisterhaftigkeit der Bestimmung des Werkes dienstbar machen. Unter den biographischen Aufsätzen sind die Artikel über Shakespeare, Schiller, Schopenhauer, Schubert, Schumann nach Inhalt und Form literographische Leistungen ersten Ranges. Die Abhandlungen aus dem Bereich der Naturwissenschaften und Technik weisen die herkömmlichen Vorzüge der Meyerischen Bearbeitung auf. In dem reichen illustrativen Teil, der außer 250 Textabbildungen noch 87 Sondertafeln zählt, verdienen die prachtvollen Farbendrucktafeln „Schlingpflanzen“, „Seeanemonen“, „Schaugebilde der Pflanzen“ und die Holzschnitttafel „Liebeswerben.“ Von Gertrud Franke-Schievelbein.

Berlin, F. Fontane u. Co. 5 M. — Der Roman ist eigenartig in der Erzählung und sehr interessant in der Entwicklung. Im Mittelpunkt steht eine originell gezeichnete Mädchengestalt, die die Teilnahme des Lesers bis zum Schluß lebendig erhält.

„Meister der Tonkunst.“ Von Elise Polko. Wiesbaden, Lügenkirchen u. Bröcking. — Die beliebte Verfasserin hat in dem reichhaltigen Buch eine Reihe kleiner Monographien zusammengestellt. Sie giebt statt musikalisch-kritischer Analysen und chronologischer Aufzählungen anmutige Plaudereien und macht dadurch ihr Sammelwerk zu einer angenehmen Lektüre.

„Ungarischer Dichtersaal.“ Von Irene S. Gerhalmi. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 7 M. — Unter der ihr wohlvertrauten heimatischen Litteratur hat die Herausgeberin eine gute Auswahl getroffen. Ihre Sammlung umfaßt Dichtungen jeder Art: neben Proben schlichter Volkspoesie Musterstücke der modernsten Kunstichtung der ungarischen Nation.

„Vergebens und andere Geschichten.“ Von Mania Koriv. Erfurt, Eduard Moos. — Die Zusammenstellung der Sammlung ist im ganzen recht geschickt; einzelne Skizzen sind noch in Brief- und Tagebuchform gekleidet, aber die Autorin hat ihre Novellen mit künstlerischem Verständnis durchgeführt.

„Der internationale Kongress für Frauenwerke und Frauenbestrebungen.“ Berlin, Hermann Walther. 4 M. — Eine Zusammenstellung der Verhandlungen, Vorträge und Ansprachen des internationalen Berliner Frauentages vom September d. J., die für die Beurteilung der Frauenfrage in den verschiedenen Ländern von Wichtigkeit ist.

### Allerlei fürs Hauts.

**Goldschrift herzustellen.** Goldschrift und Arabesten, d. h. Goldverzierungen aller Art, lassen sich sehr leicht herstellen, indem man die Schrift oder Zeichnung mit Zuckersirup aufträgt und dann mit einem trocknen Pinsel Goldbronze darüber stäubt, sodaß alle beschriebenen Stellen reichlich damit bedeckt sind. In einer halben Stunde ist die Schrift so weit angetrocknet, daß man das überschüssige Bronzepulver abstäuben kann; jedoch darf man die Goldkonturen noch nicht berühren. Nach mehrstündigem Trocknen an einem warmen Ort läßt sich die außerhalb der Konturen noch anhaftende Bronze mit einer weichen Bürste völlig entfernen. Durch Verwendung stärkerer oder schwächerer Zuckersiruplösungen und durch das Austragen derselben in größerer oder geringerer Menge lassen sich flache und erhabene Konturen darstellen. Zu beachten ist aber, daß die mit Zuckersirup hergestellten Konturen nicht abwaschbar sind, denn der Zucker würde sich auflösen. Für dauerhaft herzustellende Goldkonturen muß man sich daher statt der Zuckersiruplösung eines Lackes bedienen, doch erfordert dies mehr Uebung, Sorgfalt und Geschicklichkeit. Einigenmaßen haltbar lassen sich die mit Zuckersirup hergestellten Verzierungen auch durch nachträgliches Ueberziehen mit dem (im Bazar 1896 Nr. 12 beschriebenen) Firnis machen, das man durch Auflösen von 15 g Sandarak, 6 g Mastix und 92 g Kampfer in 75 g starkem Alkohol gewinnt.

**Ein neues, nicht feuergefährliches Fleckwasser.** Ein Fleckwasser, das in seinen reinigenden Eigenschaften und in dem hemischen Wäshereien angewendeten Mitteln Benzol und Tetrachlorkohlenstoff gleichwertig sein soll, ohne den Nachteil der Feuergefährlichkeit zu besitzen, war längst das Ziel der praktischen Veruche, welche von Fachmännern gemacht worden sind. Eine amerikanische Zeitschrift hatte kürzlich einen hohen Preis für die Auffindung einer derartigen Substanz ausgesetzt und hat darauf nicht weniger als 900 Preisbewerbungen erhalten, ohne daß sich jedoch von einer von ihnen eine vollkommene Lösung der Frage behaupten ließe. Als ein gutes, nicht feuergefährliches Mittel wird jetzt aus ein neues, „Alyron“ genanntes Präparat bezeichnet, das Flecken aus seidenen und wollenen Stoffen mit Leichtigkeit entfernen soll und wohl in den meisten größeren Drogenhandlungen zu haben ist.

**Der zusammenlegbare Marktkorb aus Korbgeflecht,** den die untenstehenden Abbildungen veranschaulichen, zeichnet sich durch sein geringes Gewicht und seine praktische Konstruktion aus, die es ermöglicht, den Korb mitzunehmen, selbst wenn ein Einkauf nicht beabsichtigt wird, da sein Tragen nicht die geringste Unbequemlichkeit verursacht.

Fig. 1 zeigt den Korb zusammengelegt; er ist alsdann nichts anderes als eine auf Drahtbügel gespannte Netzfläche, deren größte Ausdehnung ca. 25 x 26 cm beträgt, wiegt nur ca. 400 g und kann bequem an der oben angebrachten Quaste in der Hand getragen werden.

Der geöffnete Korb, wie ihn Fig. 2 zeigt, ist oben ca. 43 cm lang, 26 cm

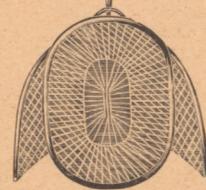


Fig. 1

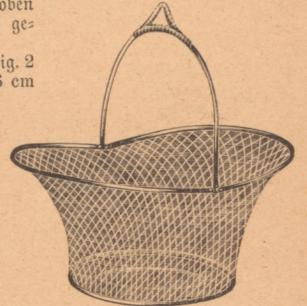


Fig. 2

breit und 18 cm tief. Da das Netzgeflecht, das seine Wandungen bildet, sehr dehnbar und dauerhaft gearbeitet ist, so bietet der Behälter Raum zur Aufnahme größerer Mengen. Die Bügel, auf denen das Geflecht aufgespannt ist, und der in der Mitte befindliche Drahtbügel bestehen aus starkem, gut verzinnem Eisenblech. Das Geflecht wird in den verschiedensten Farben geliefert. Der Korb hat ein gefälliges Aussehen und kann nicht mit den gewöhnlichen Marktörben aus Weiden verglichen werden. Preis 3 Mark.

(Bezugquelle für den neuen Marktford: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Sohn, Berlin SW, Leipzigerstr. 88.)

### Neue Radfahrkostüme.

Hierzu Titelbild S. 261.

Je mehr der Radfahrersport von den Damen betrieben wird, umso mehr bemüht sich auch die Mode, hierin immer Neues und Praktisches zu bieten. Freilich sind auf diesem Gebiet der Mode die Grenzen etwas eng gesteckt, und es ist schwer, etwas wirklich Neues zu bringen.



Neuer Hut für Radfahrerinnen.

Eine wohl vielen Damen willkommenen Neuheit dürfte aber doch das Hütchen bilden, das die nebenstehende kleine Abbildung veranschaulicht. Es besteht aus leichter, schwarzer Seide und hat einen faltigen, den Wagernmützen ähnlichen Kopf, vorn einen mügenartigen Schirm und ist mit einem vollen Tuft weißer, gebogener Hahnenfedern, sowie einem Fahrrad en miniature garniert. Seitwärts sind dem Hut hintenzusammentreteude

Teile aus schwarzer Seide angelegt, die bei stürmischem Wetter über die Ohren gezogen und, wie die Abbildung zeigt, unter dem Kinn festgebunden werden, wodurch das Hütchen fest sitzt und das Haar hinten wie durch eine Kappe geschützt wird. Das Hütchen ist gefächelt vor Nachahmung geschützt.

Von den beiden Radfahrkostümen unseres Titelbildes auf S. 261 besteht das erste aus kleinfariertem, modifarbenem Loden. Der Rock ist in Plisfalten geordnet und vorn unter einer Quetschfalte geschlossen, die mit Stoffknöpfen besetzt ist und scheinbar eine Fortsetzung der Taillenschlußfalte zu sein scheint. An dieser legen sich ein paar Quetschfalten bretellenartig über die Schultern und verschwinden im Gürtel, unter dem vorn ein paar Taschenpatten hervortreten. Der Gürtel besteht aus hellem Leder und hat eine lederbezogene Schnalle. Die mit engen Keulenärmeln verbundene Taille hat einen Umlegekragen, den vorn eine Krawattenschleife aus blau und grün farierter Seide zusammenhält. — Der zu diesem Kostüm gehörende Matrosenhut aus englischem Reisstroh ist mit blaugrün schillernden, gebogenen Federn und ebensolchem Band geziert. Dunkelbraune Strümpfe und hellbraune Schuhe, sowie Stoffbeinkleider vervollständigen das kleidsame Kostüm.

Das zweite Kostüm aus graugrünem covert-coat (S. 261) besteht aus Rock und anschließender Jackentaille. Den vordern Nähten des sukfreien, über einem Beinleid zu tragenden Rockes schließen sich Stoffstreifen an, die zugleich den Schluß desselben decken. Die Jacke hat einen Umlegekragen und Aufschläge, die ein Chemisett aus Leinenbatist umschließen. Seitlich ist die Jacke mit kleinen Täschchen ausgestattet. Das Chemisett begrenzt ein Stehkragen, dem eine rote Krawatte angefügt ist. — Schottische Strümpfe, hellbraune Lederschuhe, sowie ein hübsches Matrosenhütchen mit rotschottischem Band garniert, lassen dies Radfahrkostüm sehr elegant erscheinen.

Bezugquellen: Kostüme, Berlin, G. Hoffmann, Friedrichstr. 50; Hüte, Natalie Pfanz, Friedrichstr. 41/42.

### Brauttoilette.

An und für sich umweht schon jede Brauttoilette ein poetischer Hauch, insbesondere gilt dies aber von der ungemein duftigen Toilette, die wir unsern Leserinnen in der nebenstehenden Abbildung vorführen. Sie erscheint deshalb auch namentlich für sehr jugendliche Bräute passend. Das aus einem Rock mit angeschnittener Schleppe und einer seitwärts geschlossenen Blusentaille bestehende Kleid ist aus weißem, silberglänzendem Seidenrips und weißer, wellig gebrannter, sowie gestickter Seidengaze angefertigt. Vordüren aus ersterer Gaze, die mit einem gestickten Gazespizchen abschließen, garnieren, zweimal zackig gesetzt, die Vorder- und Seitenbahnen des Rockes, der unten am Innenrande mit einer Gazeriße versehen ist. Die untere Vordüre deckt zugleich den Ansatz eines gestickten Gazevolants, der am gezackten Rande mit einer plissierten Gazefrisur begrenzt ist. Die blusenförmige Taille aus Taffet ist mit zusammengesetzten, gestickten und wellig gebrannten Gazeborten überdeckt und von einem breiten, faltigen Bandgürtel umgeben, den seitlich eine volle Schleife mit langen Enden ziert, in der ein Myrtenstrauch steckt. Gleiche Sträußchen sind am Stehkragen, sowie auch kleiner auf dem Rock angebracht. Ueber den Stehkragen aus gebrannter Gaze fällt seitlich und hinten eine gestickte Gazefrisur. Die anliegenden seidenen Ärmel haben an den Schultern eine zweimalige Garnitur aus gestickten, mit Plisfés begrenzten Gazevolants; am Handgelenk laufen sie in gestickten Jacken aus, denen Plisfés untergesetzt sind. Die gestickten Gazespizchen und plissierten Gazegalons eignen sich auch für den Besatz ganzer Gaze-toiletten, die jetzt ebenso gern für sehr junge Bräute gewählt werden, wie Seidenkleider, und diesen auch an Eleganz nicht nachstehen.

Ein voller, diademartig gewundener Myrtenkranz, sowie ein sehr langer und breiter Schleier aus Illusionstüll, in dem, gleichsam wie hineingeworfen, einzelne Myrtenzweige ruhen, vervollständigen die überaus reizende und vornehm wirkende Brauttoilette. Der Schleier ist inmitten des Kranzes in ein paar leichte Puffen gesteckt, die kronenartig emporstehen.

Bezugquelle für die Gazegarnitur: M. Schönberg, Berlin, Leipzigerstraße 91.

### Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Dr. med. Theodora Krajewska. Die österreichische Regierung hat in ihren neuen Landesstellen mit vorwiegend mohammedanischer Bevölkerung weibliche Ärzte amtlich angestellt, damit den Frauen, die sich von keinem Manne behandeln lassen dürfen, ärztliche Hilfe zu teil werden könne. Frau Dr. Krajewska, deren Porträt (auf Seite 267) die staatlich vorgeschriebene Amtstracht sehr gut erkennen läßt, bekleidet eine solche Stellung als Amtsärztin für Stadt und Kreis Dolnja Tuzla in Bosnien. Eine vielseitige Aufgabe muß hier erfüllt werden. Denn um die ärztliche Praxis ausüben zu können, ist erst mit Vorsicht und Geduld gegen Jahrhunderte alte Vorurteile anzukämpfen. Und wo diese so weit besiegt sind, daß die Ärztin zugelassen wird, da hat sie einen neuen Kampf gegen gesundheitschädliche Gewohnheiten der orientalischen Lebensweise und Kinderpflege zu führen. Es ist eine wirkliche Kulturmission, die der Ärztin dort obliegt. Da auch große physische Kraft erforderlich ist, um die oft sehr beschwerlichen Reisen im Bezirk auszuführen, so steht die Ärztin hier auf einem Posten, wo sie zur Entscheidung der vielumstrittenen Frage, ob die Kraft der Frau für den ärztlichen Beruf ausreicht, einen beweiskräftigen Beitrag liefern kann. Dr. Theodora Krajewska, im Jahre 1858 geboren, entstammt einer polnischen Adelsfamilie in Warschau. Beide Eltern waren hoch gebildet, und früh wandte sich der Sinn der Tochter den Wissenschaften zu. Aber erst als sie, nach nur vierjähriger Ehe, Witwe geworden war, widmete sie sich dem Studium. Sie studierte in Bern und Genf Medizin und erhielt hier im Jahre 1890 als erste Frau die Stelle einer Assistentin für Physiologie. Ihre in demselben Jahre erschienene Dissertation trug ihr einen Preis der Genfer medizinischen Fakultät ein. Im Sommer 1893 beteiligte sie sich an der Konturrenz um die Stelle einer Amtsärztin in Bosnien, erwarb das österreichische Staatsbürgerrecht und wurde in Dolnja Tuzla angestellt. Ihre Praxis beschränkt sich nicht auf Mohammedaner, breitet sich aber von Jahr zu Jahr mehr in deren Kreisen aus. Behandelt sie auch vorzugsweise Frauen und Kinder, so wird ihre Hilfe doch auch vielfach von männlichen Patienten in Anspruch genommen. Die Honorare, die sie für ihre Privatpraxis erhält, sind sehr geringfügig: von armen Leuten bekommt sie garnichts, von etwas besser situierten bisweilen Äpfel und Rüsse, während die Reichen zahlen — jedoch nur für die erste Visite.

Prinzessin Dorothea von Koburg, am 30. April 1881 als Tochter des Prinzen Philipp von Koburg zu Wien geboren, hat sich mit dem Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein (geb. 11. August 1863), dem Bruder der deutschen Kaiserin, verlobt.

Die Petersburger Landschaftsmalerin Pauline von Kurjar, die auf der vorjährigen großen Ausstellung in Nischni-Nowgorod als staatlicher Kommissar und Preisrichter thätig war, hat vom Zaren in Anerkennung ihrer trefflichen Leistungen die große goldene Verdienstmedaille erhalten.

Totenschau. In Nachen starb Frau Karoline Ernst, Gattin des Theaterdirektors M. Ernst, ehemals als hervorragende Vertreterin des Goldenmutterfaches wohlbekannt. In Donauechingen Prinzessin Elise zu Fürstenberg. In Karlsruhe die ehemalige Hofhauspielerin Marie Freifrau von Glauß-Alteingabel, geb. Fürst. In Linz Sophie Gräfin von Montfort, geb. Prinzessin von Thurn und Taxis. In Raumburg a. S. Frau Franziska Nießche, geb. Dehler, die Mutter und treue Pfliegerin des geisteskranken Philosophen Friedrich Nießche. In Stuttgart Florestine Herzogin von Urach, geb. Prinzessin von Monaco.

### Beschreibung des kolorierten Modenbildes „Juni“.

Die erste Figur zeigt eine für junge Damen geeignete, höchst geschmackvolle Sommertoilette aus hellblauem Taffet, mit cremefarbener Spitzenapplikation geziert. Den untern Rand des Rockes umgibt ein vorn schmaler, nach hinten sich verbreiternder, plissierter Bolant, der oben etwa 4 Cent. breit in kleine Kränzchen gezogen ist. Oberhalb der Krause befindet sich eine vorn ziemlich breite, nach hinten schmal verlaufende, elfenbeinfarbene Spitzenapplikation. Gleiche Borten bilden auch vorn die Garnitur der hinten oben glatten und daselbst nur am Taillenabschluß gefalteten Blusentaille. Vorn wecheln die Borten mit 4 Cent. breiten, gezogenen Stoffkragen ab, die sich in schräger Richtung über die Brust bis zu dem linksseitigen Taillenschluß ziehen, den eine volle Frisur aus elfenbeinfarbenem Tüll ziert. Den oberen Abschluß der Taille bildet ein Stehkragen aus gezogener Seide mit Nackenschleife, den unteren ein faltiger Bandgürtel. Die Ärmel haben am Handgelenk Tüllfrisuren, oberhalb dieser, sowie am Abschluß der Puffen, Vordüre und sind dazwischen mehrfach von Stoffkragen umgeben.

Der Schirm aus gelbweißer Seide ist über dem Saum mit einem Durchbruch geziert.

Für den zu dieser Kleidsamen und eleganten Sommertoilette gehörenden Schuhhut ist Phantasieliedengestlecht, Gaze und Seidenband verwendet. Dicht plissierte Gazefrisuren bilden die wellige Krempe zu dem ziemlich hohen Kopf aus gelbem Gestecht.

Voll leuchtender Frische ist die Batisttoilette für junge Mädchen. Den klaren, weißen Grund durchzieht rote Musterung. Den oben mehrfach eingekräuselten Rock garnieren am Rande drei farbig festonnierte Bolants, die oben mit einem Köpchen abschließen. Die Blusentaille ist fattel förmig eingekräuselt und darunter mit einem gestickten Einsatz, durch den ein Band geleitet ist, geziert. Gürtel und Stehkragen bestehen aus Seidenband. Vom Gürtel aus ziehen sich bis zum Einsatz Bandbeur, um hier in flotter, stehender Schleife zu enden. Die oben puffigen Ärmel haben am Handgelenk festonnierte Krausen.

Der Schuhhut aus hellem Strohgestlecht mit breiter, welliger Krempe ist mit weißen Bandschleifen und rotem Feldmohn geziert.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer. Berlin, Herrmann Gerson.



Brauttoilette.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Wulstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Hierzu koloriertes Modenbild „Juni“ und Seite 269—272.